

Die Getreideernte im Saalfeldener Becken vor dem Einzug der modernen Landtechnik

Von Ilka Peter

TEIL I

Großer Mühen bedurfte es, bis das Mehl in den verschiedenen, dafür bestimmten *Möitruchn* (Mehltruhen) aufbewahrt werden konnte, wieder als Vorrat für ein ganzes Jahr.

An und für sich besitzen die Gebirgsgegenden, wie der „Feichtenbauer“ Christian Hirschbichler (Jg. 1914) in den 60er Jahren erklärte, keinen guten Getreideboden, hier herrscht der *Gråosbodn* vor, d. h. die Getreidefelder werden *gråsig*, also stark von Unkraut unterwachsen¹. Und in Gebieten, in denen, z. B. in Teilen des Saalfeldener Beckens, durch ehemalige Überschwemmungen *Muobodn* (Moorboden), schwerer Boden, entstanden war, gedieh der Weizen, vor allem der Winterweizen, so schlecht, daß man – und dies ganz besonders bei den Gebirgsbauern im Oberpinzgau – mit Weizen höchst sparsam umgehen und an seiner Stelle vielfach auf Roggenmehl ausweichen mußte.

Der Anbau von Roggen und Weizen erfolgte dazumal, da der Bauer Selbstversorger war, zweimal im Jahr zu unterschiedlichen Zeiten, und zwar im Herbst als *Herist-* oder Winterroggen bzw. -weizen, im Frühjahr als Sommerroggen oder -weizen, weshalb man ihn als *Lassroggen* oder *Lasswoaz* (Lassing = Frühjahr) bezeichnete. Gerste, vorwiegend als Kraftfutter für das Vieh verwendet, und Hafer für die Rösser, kamen dagegen nur im Frühjahr zur Aussaat, die entweder der Bauer selbst oder der (1.) Knecht – im Oberpinzgau „Bauknecht“ genannt – besorgte.

Damals hielt man sich beim Setzen jeglicher Frucht – aber auch bei anderen Tätigkeiten – an die Mondphasen. So nahm man z. B. schon das Düngen gern bei abnehmendem Mond vor, weil dann der Mist in die Erde drang und gut faulte – bei zunehmendem Mond gestreuter Mist hingegen stieg hoch und hängt sich an die sprießenden Halme, ob bei Gras oder Getreide, was dann das Vieh nur ungerne fraß². Die Aussaat der Getreidekörner wiederum mußte, wie alles, was ober der Erde gedeihen sollte, bei zunehmendem Mond vorgenommen werden, wofür – wie der inzwischen verstorbene „Klingler“-Altbauer (Jg. 1903) in Schinking bei Saalfelden betonte – die Zeichen Schütze und Waage besonders günstig wären.

Das Saatgut für den Anbau gewann man aus dem sommerlichen Ertrag; mußte man aber einmal Saatgut nachkaufen, dann bezog man es aus kli-

matisch ähnlichen Gebieten, mit Vorliebe aus dem Lungau. Die Aussaat erfolgte damals mit der Hand.

In der Regel baute jeder Bauer nur für den Eigenbedarf Getreide an; hatte aber einmal einer der „großen Bauern“ Überschuß daran, dann verkaufte er mitunter an solche, die nur *kloane Sachln* besaßen und nicht selbst anbauen konnten. Häufiger bevorzugte man den Tauschweg Getreide gegen Arbeitsleistung, die der Betreffende bei Gelegenheit erbrachte: *So is häit gegnseitig gānga!* Ebenso bei den Hilfskräften, die jeder Bauer bei der Getreideernte zusätzlich zu seinen eigenen Leuten brauchte. Gegen ein *Dānk da Good, daß d'ma geihst!* kam von dem einen Hof die daheim als „Dirn“ arbeitende Tochter zu Hilfe, von einem anderen der Bauer selbst, dazu noch eine Magd usf.; außerdem gab es Frauen, *wās so a da Wohnung gwein san an an Ooscht* (Ort), die Jahr um Jahr während der sommerlichen Hauptarbeitszeit im *Täogwerch* als Schnitterinnen zu arbeiten pflegten, *daß s'āllhānd vadeant hām an Summa*. Sie waren froh, Naturalien heimtragen zu können.

Sobald das Getreide zur Reife gelangt war – der Roggen meist Ende Juli oder in der ersten Augustwoche, der Weizen etwa Mitte August –, erfolgte der Schnitt, das *Troadschnei(d)n*: Auf kleineren Höfen war dies immer Sache der *Weiwaleit*, nur selten wurden Männer dafür eingesetzt, denn diese *hām mehrestns mid di Gārbn z'toa ghāobt*, d. h. ihre Aufgabe war die weitere Versorgung der bereits geschnittenen Garben. *Wānn āba Manerleit ah dabei sand* – was auf größeren Höfen immer der Fall war –, dann gab es bei der Schneidarbeit eine männlich-weiblich-gemischte Reihenfolge, die sich an die innerhalb des Gesindes geltende Rangordnung hielt und bis zu zehn oder mehr Personen umfassen konnte. Da stand z. B. am Anfang der Reihe die Dirn, anschließend der Knecht, die *Gā(r)ber*, der Werfer, die *Möicharin*, der *Stā(d)ler*, die Kuchldirn, der Rossinger, die Pirscherin und der *Schin-nāgl* oder Pirscher, auch *Schickbua* genannt. Arbeitete der Bauer auch mit, dann stand er als Letzter in der Reihe; einerseits *hāot a sovüi wia a weng nāochtrieb'n*, d. h. er gab den neben ihm befindlichen schwächeren Schnittern ein wenig Auftrieb – mehr aber noch beließ er, was auch sonst des öfteren der Fall war, dem Knecht die dessen Rang entsprechende Führung bei der Arbeit und Autorität dem Gesinde gegenüber.

Geschnitten wurde mit der Sichel³. Deren Handhabung erforderte eine gewisse Technik, die nur durch Übung zu erlangen war. Anfangs ging es meist nicht ohne Verletzungen ab – *bis daß da's net richtig kunnt hāost, hāost āllweu d'Finga eibundn ghāobt* . . . Erschwert wurde diese meist bei niederbrennender Sonne durchgeführte Arbeit, bei der man mit nur leicht gebeugten Knien den Oberkörper zum Boden hinabbeugte, noch dadurch, daß das Getreide kaum jemals aufgerichtet stand. Schon einmal hat das Wild *vüi mehr Schāodn ogricht mid'n Umanāndlaff'n āis wāos gfressn hāot* – dazu noch hatten oft während der Blütezeit des Getreides Wind und Wetter die Halme niedergelegt; und war ein *Hochweda* gar von einem *Radlwind* begleitet gewesen, dann lagen die Halme partienweise kreuz und

quer durcheinander. Aber auch wenn man bei der Aussaat mit der Hand die Körner *z'dick* (dicht) *dawischt häot*, und das Unwetter diese kompakte Masse erst recht *eiigschmissn häot, dāo is nāocha neama aufdastāndn und s'Troad is eigwāxn*, d. h. die zu Boden gedrückten Halme wurden vom dazwischen hochsprießenden Unkraut überwachsen, so daß man sie erst mit der Sichel hochreißen mußte.

Was ist ein *Jāo*?⁴ Wenn nun die Schnitter auf der gewählten Feldseite standen, von der aus gesehen der immerhin größere Teil der Ähren einheitlich zur Seite geneigt war, wählte der eine, um sich von hier aus zur gegenüberliegenden Feldseite vorzuarbeiten, einen breiteren, andere einen schmäleren Feldstreifen für sich; denn so wie beim Mähen des Grases mit der Sense der eine weit ausholt und *a broade Māhd* hinlegt, der andere eine schmalere, hielt eine ungeübte, daher langsamere Schnitterin ihren Streifen lieber schmaler, um gegen die anderen nicht in Rückstand zu geraten, denn: *An Stoiz häost jā häobn miassn, daß d'net hint bliebm bist!* Ein solcher Streifen wurde als *a Jāo(n)* bezeichnet.

Als erste setzte die Dirn ein, wobei sie die Breite des Streifens, die sie über das ganze Feld beizubehalten gedachte, markierte – der Streifen war in der Regel etwa 1½ bis 2 m breit. Besaß sie einen kleinen Vorsprung, dann setzte der nächste ein, und so fort in gestaffelten Einsätzen. War dann die Dirn als erste am Feldende angelangt, dann ging sie am Gemähten zurück und begann neben dem *Jāo(n)* des letzten wieder mit dem Schnitt eines neuen Streifens. Und ebenso in Schrägreihe einer nach dem anderen, bis das ganze Getreidefeld umgeschnitten war.

Ehe man aber mit dem Schnitt der ersten Garbe – und auch aller folgenden – begann, war es notwendig, daß jeder zuerst das *Bantl* (Band) anfertigte und zurechtlegte, das zum Zusammenbinden der jeweiligen Garbe gebraucht wurde. Dazu schnitt man ein kleines Bündel Halme – *an kloan*



Buschn glei – etwa 20 cm vom Boden entfernt ab, schulterte, um beide Hände frei zu haben, die Sichel, legte sie also über die linke Schulter; nun umfaßte man mit der Linken die Halme gut handbreit unter dem Ährenansatz und wand sie, aus dem Handgelenk der Rechten drehend, etwa dreimal spiralig gegen den Ansatz der Ähren zu. Und während man nun mit der Rechten die Windungen festhielt, teilte man die Halme vom Ansatz der Windungen bis zu den Halmenden unten in zwei gleich starke Hälften, zog sie nach rechts und links seitwärts zu einer geraden Linie auseinander und bog schließlich den Ährenanteil, der aus dem eingedrehten Knoten hochragte, energisch senkrecht abwärts. Dieses Zurichten des *Gärbnbantls* geschah halb aufgerichtet im Stehen und

ging blitzschnell vor sich. Das fertige Band legte man sodann nach links schräg zurück, den Ähren teil rückwärts weisend.

Nun konnte der Schnitt der ersten Garbe erfolgen. Das Schneiden ging bündelweise, von rechts nach links fortschreitend, vor sich; die stehenbleibenden Halmstoppeln hatten die Länge von etwa 15 cm.

Das Garbenschnneiden: Die Sichelspitze von rechts hinter einer Halmpartie nach links durchführend, holte man sich ein Bündel auf die sich dabei mit der Spitze leicht schräg links bodenabwärts kehrende Sichel; ober ihr umspannte man nun das Bündel, die Finger weit auseinandergespreizt, mit der linken Hand und schnitt es mit einem ruckartigen Aufwärtsskippen der Sichel ab. Nach links weiterarbeitend, umgriff man wieder über hinten mit der Sichel ein zweites Bündel – d. h.: die linke Hand mit samt dem von ihr gehaltenen ersten Bündel über das zweite legend, schnitt man wie zuvor auch dieses. Und wenn auch das Doppelbündel selten völlig mit der Hand umspannt werden konnte, so erhielt es dafür aber hinten Halt an der Sichel.

Nun schob man die Sichel, mit der Spitze nach oben gewendet, etwas höher, bis das Bündel auf der konkaven Rundung, auf der „Schneid“, aufruhete; mit einer Linksdrehung des Oberkörpers und gleichzeitigem Drüberführen des rechten Arms über den linken, kehrte man die Sichelspitze bodenabwärts, und das Garbenbündel fiel, um 180 Grad gewendet, auf das Band zu Boden – trotz Schwung und Schnelligkeit aber so gezielt, daß zwei Drittel der Garbenlänge mit den Ähren auf den Ähren teil des Bandes zu liegen kamen, das restliche Drittel diesseits des Bandes. Dieses Halmende nannte man den *Fuaß*, aber auch *äosch* der Garbe, den Ähren teil dagegen den *Koopf*. Und das Garbenbündel, das man nach zweimaligem Umfassen geschnitten hatte, hieß *a Wöin* (Welle) oder *a Wöina*.

So *a Wöina* war aber erst eine halbe Garbe; um den geforderten Umfang einer Garbe zu erhalten, bedurfte es zweier *Wöin* – also wurde der geschilderte Vorgang des Schneidens wiederholt. Eine ungeübtere Schnitterin brauchte oft sogar drei oder gar vier Wellen für eine Garbe, eine außergewöhnlich gute dagegen konnte mitunter sogar mit nur einmaligem Umgreifen und Schneiden eine ganze Garbe zustande bringen⁵.

Wenn auch die Sichel daheim schon am Vortag vom Knecht sorgfältig *denglt und nãocha no mid'n Wetzstoa gwezt* worden waren⁶, so wurde doch auf dem Feld selbst immer wieder einmal ein Nachschärfen während der den ganzen Tag andauernden Schneidarbeit notwendig. Da ging dann der Knecht von einem zum anderen, faßte mit der Linken den Sichelgriff des ihm Gegenüberstehenden, der wieder hielt die Spitze seiner Sichel fest, und so konnte der Knecht die auf diese Weise ruhiggestellte Sichel in ihm zusaender Höhe mit dem Wetzstein, den er im „Kumpf“⁷ immer bei sich trug, bearbeiten. Die mit dem *Schneidmãchn* entstehende Pause wurde zu angeregter Unterhaltung genützt – *der hãot wãs zan Vazöin ghãobt und de hãot ah wãos gwist* –, worauf die Arbeit wieder flink voranging. War jemand durstig geworden, dann trug ihm die *Gãber* den im Schatten liegenden *Wãssabutschn* zu, ein hölzernes Gefäß mit bis zu 10 Liter Fassungsraum⁸.

Und so is dahigånga! – erstaunlich flink wurde Garbe um Garbe geschnitten. Man sollte meinen, daß diese bei drückender Hitze durchgeführte anstrengende Arbeit wenig beliebt war. Im Gegenteil! *Uh, des håob i gern to!* oder: *des wår a Freidl!*, hörte man einheitlich von alten, ehemaligen Schnitterinnen; *gsunga håm ma dåo ba da årwat und a bissl an Hoagascht* (Unterhaltung, Heimgarten, mhd. *heingarte*) *håm ma ghåobt . . .*

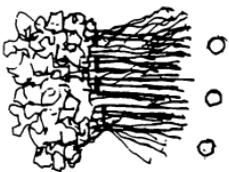
Das Garbenbinden war bei Bauern mit wenigen Arbeitskräften, die dadurch vor vielfältigere Aufgaben gestellt waren als die mehr auf spezialisierten Mägde und Kräfte bei einem Großbauern, Aufgabe der Schnitterin selbst: unmittelbar nach dem Darüberlegen mußte sie die Garbe binden. Wo aber viele Hilfskräfte zur Verfügung standen, war der Werfer dafür zuständig; bei *åcht a zehn Schniderinnen* leistete ihm dabei der Rossinger (Roßknecht) Hilfe, denn *de zwee håm nåocha årwat gnuag mid'n Bindn.*

Sobald also eine Anzahl Garben auf dem Boden lag, ging der Werfer von Garbe zu Garbe. Bei jeder schlug er zuerst die rechts und links waagrecht ausgebreiteten Bandenden kreuzend übereinander, zog sie, die Garbe dabei hoch- und übers Knie nehmend, fest zusammen, und drehte nun die beiden Bandenden spiralförmig engstens zusammen, um sie dann in Kringelform auf das Band niederzudrücken oder unter ihm durchzuziehen – *is net leicht oane aufgånga!* Die gebundene Garbe legte er dann auf die Erde zurück.

Und schon standen der Pirscher und einige andere Buben zum *Garbntråogn* bereit. Sie sammelten die herumliegenden Garben auf – man packte sie immer am *Fuaß* – und legten sie nebeneinander zu *Ridln*, auch *Zöin* (Zeilen) genannt, also zu langen Reihen, immer drei Garben übereinandergeschichtet und alle mit den Köpfen nach der gleichen Seite gerichtet. Zwischen den einzelnen Reihen aber, die sich parallel über das ganze Feld hinstreckten, mußte ein Abstand von etwa 20 m bestehen, damit man später dann *mid'n Rooß und Loatawåogn* durchfahren konnte und den Arbeitenden genügend Platz zum Aufladen verblieb.

Das *Hiflsetzn*⁹ war der nächste Arbeitsgang. Ehe man aber damit beginnen konnte, waren Vorarbeiten zu leisten: Zuerst einmal mußte *ausgmaht und nåocha zsåmmgheugt* werden. Also mähte, meist der Rossinger, vor dem Fußteil der zu *Ridln* aufgestapelten Garben einen Streifen der Getreidestoppeln ab, *glei oa Måohd*, also nur so viel, wie man mit einem Sensenschwung niederlegen konnte; mit dem Rechen wurde sodann das Gemähte *zsåmmgheugt* und beiseite geschafft.

Inzwischen waren die *Hifja* oder *Hifi* herbeigebracht worden. Das waren *Wifl*, Wipfel von Fichten mit etwa 1½ m langem Stamm, dessen wenige Äste auf kurze *Zuacken* (Zacken, Zinken) abgehackt worden waren. Um diese Hifler in die Erde einzusetzen, begann der Werfer in die Mitte des Streifens, der neben dem ersten *Ridel* ausgemäht war, Löcher zu schlagen. Dazu bediente er sich des *Vosteckens*, eines etwa hüfthohen Eisenstabs, der unten in einer spitz zulaufenden Eiform endete. Diesen Vorstecken rammte er mit aller Wucht



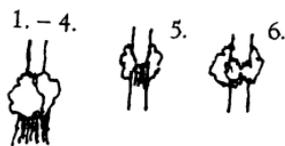
etwa 20 cm tief in die Erde und schlug so, immer im Abstand von 1½ bis 2 m, parallel mit dem jeweiligen Ridel, ein Loch nach dem anderen. *Glei hintbei* kam ihm der *Stä(d)ler* nach, um in jedes Loch einen Hifler zu setzen, sodann die Erde rundum mit dem Fuß festzutreten. Zwischen den einzelnen Hiflerreihen, jede Reihe der Stecken in der Mitte eines ausgemähten Feldstreifens, blieb automatisch der Abstand der gleiche wie zwischen den Garbenrideln.

Waren bereits einige Hifler aufgerichtet, dann machte sich der Knecht an das *Aufhifln* der Garben, wobei ihm der Roßknecht behilflich war und häufig Kinder das Zureichen der Garben besorgten, die auch sie immer an den „Füßen“ ergriffen, um die *Äicha*, die Ähren, zu schonen.

Um die Garben von unten bis zum Ende des *Hiffers* übereinander zu stapeln, mußten die Männer zuerst einmal eine Basis für den folgenden Aufbau schaffen:

Dazu stellten sie zwei Garben auf der einen Seite des Hiflers – sie gilt ab nun in der weiteren Beschreibung als „vorne“ – mit dem *Fuaß* auf die Erde, die Garben nebeneinander schräg gegen den Hifler gelehnt, bogen den Ährenteil scharf ab, so daß die Ähren nach vorne bodenabwärts hingen und verfuhrn auf der Gegenseite des Hiflers – also hinten – auf gleiche Weise. Diese vier stehenden Garben, *zwoo vobei*, *zwoo hintbei*, hieß man die *Fuaßgärbn*. Das Schrägstellen und Abknicken bezweckte, die *Äicha* dem Wind und der Sonne auszusetzen, den Regen aber von ihnen ablaufen zu lassen, eine Maßnahme, die auch beim Aufstecken der nun folgenden Garben berücksichtigt wurde.

Die fünfte Garbe nun legte man waagrecht von vorne mit in zwei Hälften geteiltem Ährenteil derart zur Gegenseite, daß die eine Hälfte der Ähren links, die andere rechts seitlich am Stamm des Hiflers vorbeiführte, wobei man sie hinten kreuzend ein wenig miteinander verflocht. So hing also der Ährenteil, der „Kopf“, hinten herab, während der kürzere Teil, der „Fuß“, nach vorne gerichtet blieb. Und nun von hinten beginnend, verfuhr man mit der sechsten Garbe ebenso, ihr Fuß befand sich nun hinten, ihr Ährenteil, gespalten vom Hifler, hing vorne über den Fuß der darunterliegenden fünften Garbe und deckte ihn zu. Die siebente und achte Garbe aber wurden sodann „über Kreuz“, also im rechten Winkel – von rechts bzw. links seitlich – ober der fünften und sechsten in gleicher Weise angebracht; so überdeckte also der jeweilige Ährenteil den Fuß der darunter befindlichen Garbe.



Und so ging das Aufstecken weiter: mit der neunten Garbe begann man, wie zuvor bei der fünften, wieder von vorne nach hinten, mit der zehnten von hinten nach vorne, die elfte Garbe kam kreuzend von der Seite darüber usf., bis die Spitze des Hiflers erreicht war. Auf die Spitze nun wurde die *Koopfgärb* aufgesetzt. Meist spießte man eine Garbe mit aufwärts gerichtetem Fuß senkrecht auf die Hiflerspitze auf, so daß die Ähren rundum abwärts hingen, oder man steckte eine Garbe waagrecht, doch ge-

knickt, auf die Spitze, den Ähren teil schräg abwärts nach der einen Seite gerichtet, den Fußteil nach der anderen – und meist kam dann auf diese Garbe, ebenfalls geknickt, seitenverkehrt eine zweite zu liegen.

Die wenigen, rundum in größeren Abständen vom Wipfelstamm abstehenden Aststummel, die *Zuackn*, gaben dem Garbenturm einen gewissen Halt, *damid's net zsämmsitzt*, nämlich die Garben durch ihr Gewicht zu eng aufeinander zu liegen kamen. Schließlich befanden sich auf einem Hifel je nach seiner Länge und dem immer etwas unterschiedlichen Umfang der Garben 18, 20, 24 Garben, die wie ein dicker Mantel über dem gänzlich verdeckten Hifler lagen. So konnten z. B. auf einem großen Feld mit etwa 8 Hektar an die 500 und mehr Hifel stehen, in diesem Sommer mehr, im nächsten vielleicht weniger, je nachdem, ob das Jahr als ein gesegnetes gepriesen werden konnte, die Saat gut aufgegangen und das *Troad* „dick“ (dicht) gewachsen war, die einzelnen Körner dank günstiger Witterung voll und groß – oder ob es eine schlechte Ernte gegeben hatte.

DÄicha miassn a d'Sunn! Durch die so geschickte Anordnung boten sie sich tatsächlich rundum der Sonne dar – und hatte man Glück mit dem Wetter, dann konnten sie bereits nach wenigen Tagen durch und durch trocken und die Getreidekörner hart geworden sein; bei längeren Regenperioden hingegen geschah es des öfteren, daß die Körner *ogfängt hãm auswäxn* – *na is d'Kräoft vom Korn dahi(n) gweisn* . . . Es gab minderwertiges, *nächlassiges* Mehl ab.

Vielleicht am nächsten Vormittag, mitunter auch schon während die Männer noch mit dem Aufhifeln beschäftigt waren, begann man mit dem *Äichaklaubm*, mit dem Aufsammeln der zwischen den behangenen *Hifjern* verstreut herumliegenden Getreidehalme, denn jeder Halm war kostbar. Diese Aufgabe fiel einigen Mägden, meist zweien, und hilfsbereiten Kindern zu. Die Halme wurden wie zu Blumensträußen zusammengefügt und jeder *Buschn* mit einem langen Halm gebunden. Entweder steckte man diese Buschen zu den Garben auf Hifel, meist aber nahm man sie heim und ließ sie im Freien an einem überdachten Ort trocknen. Das *Duachsuachn* des Feldes beim Ährenklauben war eine eintönige, *a zache* (zähe) *Säch*. Sie den lustlos werdenden Kindern reizvoller zu machen und ihren Ehrgeiz anzustacheln, bediente man sich folgender Versprechung: *Je gressa da Äichabuschn, wia gressa da Khlotznweckn!* – den das Kind dann am Heiligen Abend erhalten würde . . .

Die einzige Unterbrechung der tagelang vom frühesten Morgen an so nahtlos ineinandergreifenden Arbeitsgänge waren die täglichen, auf dem Feld oder daheim in der Stube eingenommenen Mahlzeiten¹⁰. Wurde schließlich ein Arbeitstag kaum vor ¹/₂₈ Uhr abends beendet, dann gingen die Männer in die allgemeine Stube im Erdgeschoß, manche hatten sich bereits beim fließenden Wasser am Brunntrog gewaschen. Nun brachte eine der Mägde warmes Wasser in der blechernen Waschsüssel in die Stube und stellte sie auf eine der Sitzbänke. Dem Knecht als dem *Öberstn* kam es zu, sich als allererster zu reinigen, dann erst kamen andere an die Reihe.

In einer riesigen Eisenpfanne trug nun die Kucheldirn die abendliche *Müchsuppn* auf, *a Ei(n) brennte* mit eingebrockten Brotschnitten, und alle, *Weiwa-* und *Manaleit*, setzten sich um den großen, runden Eßtisch. Aber erst wenn der Knecht seinen Löffel in die Pfanne getaucht hatte, war dies das Zeichen für die anderen, nun auch zuzugreifen. Es hat früher sogar Häuser gegeben, in denen es Sitte war, daß alle das Essen zu beenden hatten, wenn der Knecht gesättigt seinen Löffel niederlegte, um ihn dann in die dafür bestimmte Lederschleufe an der Tischunterseite zu stecken.

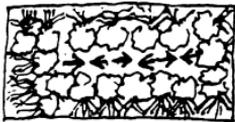
Erst wenn die Garben durch Sonne und Wind trocken geworden waren, konnte, ehe vielleicht ein plötzliches Gewitter *schiach Weda* brachte, das *Auflåodn*¹ der Garben zum Einführen auf die Bruck beginnen. Da rollte schon der erste Wagen aufs Feld, ein Leiterwagen, gezogen von einem schweren Noriker. Das *Vifåohn* (Vorfahren) besorgten trotz Hitze und der damals weitaus häufigeren Pferdebremsen, die das Roß umschwirrten, gerne Kinder. Sobald das Roß, vom Kind am Zügel geführt, an die erste Hifelreihe herangekommen war, brachte es der Knecht mit dem Zuruf *Håå . . .!* zum Stehen, und sofort sprangen die Dirn und die *Gå(r)ber* auf die Ladefläche des Wagens, über die, so war es vielfach üblich, *rupfane Lei(n)tiacha* (grobe, handgewebte Bettücher) gebreitet waren, damit von den Garben abfallende Körner nicht verlorengehen konnten.

Das Aufladen besorgte der Knecht. Er ergriff die auf dem Wagen mitgeführte *zwoazuakate Gåbi* (zweizinkige Eisengabel), und, beim ersten Hifelbeginnend, fuhr er mit ihr so geschickt unter die obersten Garben, daß er drei oder vier zugleich mit den Zinken zu fassen bekam, und schmiß sie auf den Wagen hinauf. Hatte er einen Helfer, dann war dies der Werfer; dann wurde von dem einen der auf dem Wagen vorne, vom anderen der hinten stehenden Magd zugeworfen. Und waren die Hifeln in Reichweite abgeräumt, dann setzte sich das Roß auf des Knechts Zuruf *Håob di . . .!* in Bewegung und wurde durch seinen Halteruf an der gewünschten Stelle wieder zum Stehen gebracht.

Den beiden Mägden auf dem Wagen oben fiel das *Fuadamåchn* und *Fuadatretn* zu, nämlich die Aufgabe, die hinaufgeworfenen Garben auf altbewährte Weise zu schlichten und dann durch kräftiges Treten niederzudrücken. Es erforderte viel Geschick und Erfahrung, eine solche Masse, bestehend aus lauter Einzelstücken und in vielen Schichten gelagert, zu einem *Fuada* von beträchtlicher Höhe aufzutürmen, ohne daß es in Gefahr kam, beim Rütteln des Wagens während der oft recht langen Heimfahrt über holprige Felder und auf schlechter Dorfstraße abzurutschen oder bedrohlich ins Schwanken zu geraten, was zu einem Umschmiß des Wagens führen konnte. Dazu noch waren die Garben so zu legen, daß möglichst keine Getreidekörner zu Boden fielen.

So begann also die eine Magd vorne, die andere hinten, die Garben nebeneinander entlang den Längs- und Breitseiten des Leiterwagens zu schlichten, jede Garbe mit ihrem Fuß außen am Rand der Ladefläche, die Ähren – die „Köpfe“ – nach innen gerichtet, so daß bei freibleibender Mit-

te eine Rechteckform gelegt war: *A da Mitt drei(n) is nãocha nid so hoakl* (heikel). Hier in der Mitte, in der die Ähren geschützter waren, wurden sie, jeweils zwei mit den Köpfen zueinander, in Längsrichtung geschlichtet. Lage um Lage ging das so weiter, bis die immer wieder niedergetretene Garbenfläche die Höhe der den Wagen umgrenzenden *Loatern* (Leitern) – manchmal waren es Bretter – erreicht hatte.



Weiterhin wurden die Garben von außen nach innen in Rechteckform gestapelt, jetzt aber mußte jeder Garbenfuß so weit über den darunterliegenden hinausragen, daß er vom oberen Rand der Leitern bzw. der Bretter gestützt wurde. Und jetzt bildete man beim Legen über die vier Ecken Rundungen, indem man die Garben über jede Ecke fächerförmig in entsprechende Schrägstellungen brachte: *Ba de Ecka is ais so schräg aussigstäfflt worn, damit nix ausanãndfãit!* Die Mitte wurde wie früher schon in Längsrichtung angefüllt.

War der Wagen schließlich schon hoch beladen, dann kam über die Mitte der allerletzten Lage *obndrauf*, also zusätzlich noch, eine weitere Garbenreihe, nun aber quer gelegt. Und darüber noch wurde zum Niederdrücken und Haltgeben der *Bindbam*¹² gelegt.

Besonders wenn man sich eines aufziehenden Gewitters wegen beeilen mußte, erreichte so ein *Fuada*, bestehend aus den Garben von 20, 25 Hefeln, gemessen vom obersten Rand der Leitern, die Höhe von zwei und sogar mehr Metern, so daß man sich – war ja der Wagen an sich schon ca. 1,2 m hoch – fragen mußte: *Daziacht's 's Rooß no oder nid?*

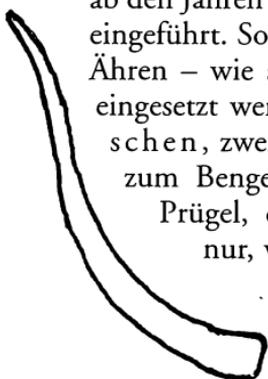
Und während bereits der nächste leere Wagen auf das Feld fuhr, rollte das *Fuada* heimzu, sodann über den ansteigenden Bruckensteg hinein in den Mittelgang der Bruck zu einem der *Kão* (Kare)¹³. Das Abladen¹⁴ konnte beginnen: Der *Stã(d)ler* und die Dirn begaben sich in das Kar, und schon hatte der Werfer seine *dreizuakate* Eisengabel ergriffen, erfaßte mit ihr Garben um Garben und warf sie den Innenstehenden zu, die sie reihum an allen vier Seiten des Kars schlichteten, *mid'n Fuafß zui zur Wãnd*, also nach außen, mit den Ähren nach innen; und dies nicht nur, damit abfallende Körner im Kar zu liegen kamen, sondern auch, *damid de Mãus nid so leicht dazwakemman*. Und auch hier wurden die vier Ecken durch fächerförmiges Legen abgerundet. Bei sachgemäßem Belegen der Mitte verstand man es, die *aufstan Äicha* (äußeren Ähren) mit den innenliegenden zu verklemmen, *daß da Stãffi nid vanãnd* (auseinander) *rutscht*.

Schließlich wuchs der Staffel Wagen um Wagen zu so großer Höhe auf, daß die im Kar Schlichtenden und dabei immer wieder kräftig Tretenden mit ihren Köpfen ans Dach heranreichten. So mußten sie *va hoch obn mid da Loata aussisteign*. Nun waren noch die auf dem Boden verstreut umherliegenden Körner mit einem *Hoach*- (Heidekraut-) oder Birkenbesen zusammenzukehren.

Reicht ein Getreidestaffel bis unters Dach, dann spricht man von *sãtzn*, von *an Sãtz mãchn*.

Wurde etwas später dann nach dem Roggen der Weizen eingeführt, dann brachte man diesen im *Woazkào* unter; nur auf kleinen Höfen benützte man für beide Sorten das gleiche Kar, in dem sich dann Staffel neben Staffel hochtürmten.

War es aber schon an der Zeit, Saatgut für den Anbau von Getreide zur Verfügung zu haben – Saatgut wurde immer als erstes gedroschen und gereinigt –, oder begann das Mehl zur Neige zu gehen, dann mußte bald nach dem Einbringen der Garben das Auslösen der Getreidekörner in Angriff genommen werden. Dazu dienten zwei Methoden, das Bengeln und das Dreschen. Vorauszuschicken ist, daß damals der Lichtstrom in den Dörfern der Landgemeinde Saalfelden zu unterschiedlichen Zeiten eingeleitet wurde, im Dorf Ramseiden nächst Saalfelden z. B. erst im Jahr 1920; nur vier Großbauern aber konnten sich damals den Anschluß leisten, auf kleineren Höfen verblieb man noch bei Petroleumlicht in Küche und Wohnzimmer; viele, die damals in ihrer Kindheit noch zur Schule gingen, erinnern sich, ihre Hausaufgaben immer bei Petroleumlampen gemacht zu haben, während man in den Schlafkammern Kerzen verwendete. Und erst ab den Jahren 1943–1947 war dann allgemein Licht- und Kraftstrom eingeführt. So mußte also für das Auslösen der Körner aus den Ähren – wie seit undenklichen Zeiten schon – menschliche Kraft eingesetzt werden. Die Garben wurden gebengelt oder gedroschen, zwei Begriffe, die aber streng auseinanderzuhalten waren; zum Bengeln nämlich verwendete man ein Schlaggerät, einen Prügel, den Ausdruck „dreschen“ dagegen verwendete man nur, wenn eine Maschine zum Einsatz kam, die aber ebenfalls durch Menschenkraft betrieben wurde.

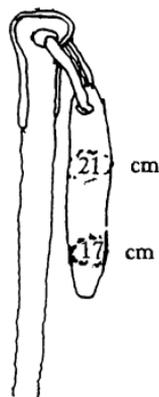


Die hier skizzierte Form eines für das Bengeln bestimmten urtümlichen Schlagholzes aus Fichtenholz, *Bengl* genannt, um die 2 m lang, unten

mit einem Durchmesser von 10 bis 12 cm, war Adam Herzog (Jg. 1936), „Krallerbauer“ in Ramseiden, seit seiner Kindheit lebhaft in Erinnerung geblieben, weil dieser Bengl von seinem Vater Sepp und seinem auf dem Hof arbeitenden Onkel Richard (Jg. 1884), dem damals sonst überall verwendeten Dreschflegel vorgezogen wurde – und dies in manchen Fällen sogar bis nach 1945.

Eine andere Form eines Bengls, neben dem man, so lange Getreide angebaut wurde, keinen Dreschflegel zu benutzen pflegte, konnte ich im Sommer 1978 in Stuhlfelden (Oberpinzgau) fotografieren¹⁵.

Der Dreschflegel¹⁶ bestand aus zwei Teilen, aus dem z. B. 60–70 cm langen Prügel und einem Stiel von etwa 1,45 m Länge, beide Teile aus Hartholz, nämlich Eschen-, Buchen- oder Ahornholz. Ein Lederriemen, meist aus



Schweinsleder, hielt diese beiden Holzteile – durch die dafür gebohrten Löcher gezogen – zusammen, doch derart, daß der Flegel, in einer Schlaufe hängend, beweglich blieb.

Wenn auch die Urformen des Bengels abgekommen sind, so hat sich doch, so lange man noch für den Eigenbedarf Getreide anbaute, für die Tätigkeit, also für die Arbeit mit dem allgemein üblichen Dreschflegel, der Ausdruck „bengeln“ erhalten: mit ihm wurde gebengelt, mit der Maschine gedroschen.

Und wie ging es beim Bengeln zu?

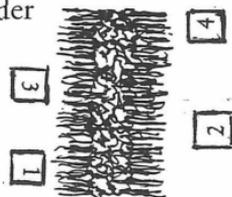
Das Bengeln verlangte, je nach der Größe des Hofes bzw. der Menge des jeweils anfallenden Quantums an Garben, unterschiedlich viele Männer – zwei, vier, sechs, acht, bei Großbauern mitunter sogar zehn. Danach sprach man vom *Zwoarerbengln*, *Viere-*, *Sechse-*, *Achte-* und *Zehnebengln*. Außerdem war die Mithilfe einer beträchtlichen Anzahl von weiteren Personen nötig.

Beim *Achtebengln* z. B. standen einander in zwei Reihen je vier Mann – „auf Lücke verschoben“ – *aufm Tenn* gegenüber; zwischen ihnen lagen zwei Reihen von je 14, 16, bis zu 30 Garben – die Länge der Reihen hing von der Größe der Tenne ab und der Menge an Getreide, die man ausbengeln wollte. Die Dirn, die *Gä(r)ber* und mitunter auch die *Möicharin* (Melkerin) hatten diese Garben aus dem Kar zu holen, herbeizubringen, die Bänder zu lösen und die Garben auf dem Tennboden 15 bis 20 cm hoch auszubreiten, *schee aufzochn*, und dies so, daß die Köpfe der Ähren in den nebeneinanderliegenden Reihen aneinanderstießen, die Füße, also die Halmenden, nach außen gerichtet waren.

Na is losganga! Im Tempo von Achtelwerten setzten die Schläge auf die Köpfe der Ähren ein: Der erste der rechten Reihe, der Knecht, schlug zu, nun der erste der linken Reihe, ihm folgte der zweite der rechten, nun der zweite der linken Reihe, sodann der dritte der rechten usw. – *wänn da Easchte gschläogn häot, is da Zweite scho dāo, des muaß genau äbgstimmt sei, des muaß im Takt geih(n)*. Nach dem Schlag des Achten wurde ein zweites Mal durchgebengelt¹⁷.

Nun mußten *d'Weiwaleit* das Getreide umdrehen, was bodenwärts lag, kam nach oben, wieder Frucht zu Frucht und das „Stroh“ außen liegend – und wieder erfolgten zwei Schlag-Durchgänge. Bei manchen Bauern aber wendete man die Garben noch ein zweites Mal, doch so, *daß da äosch zsämmgeiht*, die Ähren nun nach außen, die Halmenden nach innen zu liegen kamen, *weu dāo is no(ch) vüi dabei!* Mit nur acht Schlägen wurde dann diese Partie beendet.

Um beim Bengeln im Takt zu bleiben, benützten die Männer, je nachdem, wie viele an der Arbeit beteiligt waren, Silben oder zu Silben zerlegte Wörter bis zu Satzbildungen, die meist vom Knecht gesprochen wurden. Dabei fiel eine bestimmte Silbe immer dem gleichen Mann zu, und der



harte Aufschlag seines Bengels auf dem Tennboden mußte mit dieser Silbe zusammenfallen. Da gab es z. B. für

das *Zwoarerbengln*: *Tik – Tak . . .* usf.,
 oder: *Bim – Bam . . .*,
 oder: *Huß – aus . . .*,

das *Vierebengln*: *Hund – tot – Katz – tot . . .*,
Håns – Hias – Sepp – Klaus . . .,
Henig – und – Butta – schmãiz . . .,

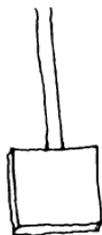
das *Sechsebengln*: *Ti – xn – bâch – Ta – xn – bâch . . .*,

das *Achtebengln*: *Zu – cker – bâ – cher – Zel – ler – schin – der . . .*,

das *Zehnebengln*: *Leich – a – Rea – ml – zan – Sa – ckl – zsãmm – bin – dn . . .*

Bengelten nur zwei Mann, dann verlangsamte sich das Tempo bis zu den Werten von Viertelnoten, bei acht oder zehn dagegen, da jedem eine längere Pause gegeben war, bis er wieder an die Reihe kam, beschleunigte es sich bis zu schnellem Achteltempo.

Den bäuerlichen Menschen klang das Geräusch der monoton fallenden Schläge erfreulich in den Ohren; als später nicht mehr gebengelt wurde, vermißten es viele lange Zeit. In je rascherer Folge die Schläge fielen, desto *scheena håot's gsprochn*, erinnerte sich der alte Alois Hirschbichler (Jg. 1903), und *je mehr* (Männer) *daß gweisn san, wia mehr håot's gsprochn*, meinte ein anderer.



Brett aus
Fichten-
holz

War das Ausbengeln der ersten Partie beendet, dann schüttelten zwei der Männer die Halme mit der Hand oder mit einer zwei- oder dreizinkigen Holzgabel durch, damit alle noch in ihnen haftenden Körner herausfielen. Das leere Stroh wurde sodann von anderen als Streu für das Vieh in eines der Kare getragen, das Stroh vom hochgewachsenen Roggen aber wurde gesondert zusammengetragen und *za an Schaab* (Schaub, spr. *Schab*, Strohbindel), zu Bündeln im Umfang von zwei oder drei Garben gebunden, die meist *auf da Hüan* (Hüldern, Dachboden der Bruck) gelagert wurden. Mägde wiederum kehrten inzwischen die auf dem Tennboden mit Spreu, Grannen, wilden Erbsen, Mutterkorn etc. vermischten Getreidekörner mit einem *Hoadach-* oder *Birch-*(Birken-) *beisn – aus Birken håm ma já ah Beisn gmãocht!* – zusammen. Und nun schoben Männer das Zusammengekehrte *mid da Hoizkruck zui za da Wãnd* und von hier ins Tennskammerl, einen neben der Tenne liegenden, von ihr mit Bretterwänden abgegrenzten Raum.

Aber kaum waren Körner und Stroh weggeräumt, hatten die „Auflegerinnen“ bereits wieder Garben aus dem Kar herbeigeschafft, sie auf dem Tennboden ausgebreitet – und das Bengeln ging wieder weiter, oft den ganzen Tag *va da Fruah bis auf d'Nãocht* – und dies häufig etliche Tage hintereinander. Mit fallweisen Intervallen zwischen diesen Bengelperioden zog

sich das Bengeln – doch auch das Dreschen – meist bis tief in den Winter hinein: *A u(n)liabe Orwat, kält auf der Bruck und stabig . . .*

Alle diese das Bengeln begleitenden Arbeiten waren genau so beim Dreschen notwendig, denn auch dabei *san viii Leit aufgånga*, neben den Hofbewohnern meist sogar noch mehr an zusätzlichen Hilfskräften¹⁸.

Vom Dreschen sprach man damals, wie bereits erwähnt, nur dann, wenn die Dreschmaschine zum Einsatz kam – Dreschen und Bengeln standen also nebeneinander, in einem Fall drosch man lieber, im anderen bevorzugte man das Bengeln. Ja sogar neben den später mit Kraftstrom angetriebenen Dreschmaschinen konnte sich das Bengeln gewisser Vorteile wegen noch eine zeitlang halten.

Den ersten Typ der Dreschmaschine¹⁹, den man sich auf dem einen Hof früher, auf dem anderen später über eine Firma beschafft hatte, wurde *Treibmaschin* genannt, weil sie mit der Hand, also allein durch menschliche Muskelkraft angetrieben werden mußte. In der bäuerlichen Bevölkerung hier ist man der Ansicht, daß es diese Maschine bereits im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts gegeben habe.

Sie bestand aus einem mächtigen, aus Kanthölzern hergestellten Untersatz, dem die aus Metall gefertigten, das Dreschen besorgenden Maschinenteile aufgesetzt waren. Vorne befand sich, ähnlich einem aufgerissenen Maul, die Öffnung, durch die das zu dreschende Getreide eingeschoben wurde; dazu aber mußte jeweils erst eine Fläche zum Auflegen des Dreschguts geschaffen werden:

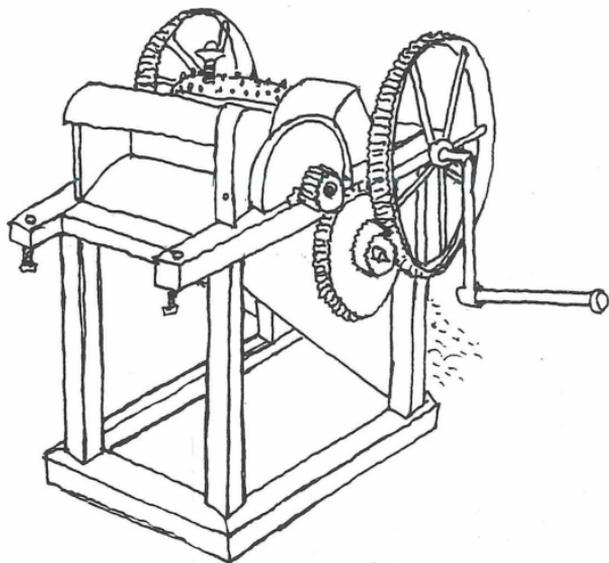
So hatte man links und rechts an den Enden der dem tragenden Gestell zugehörigen seitlichen Kanthölzer je ein Loch senkrecht durchgebohrt, und sollte gedroschen werden, dann trug man eine etwa 1,2 × 1,2 m große Holzplatte herbei, an deren einer Seite Holzbeine fixiert waren, an der gegenüberliegenden Seite sich aber links und rechts die gleichen Lochbohrungen befanden wie auf den Kanthölzern. Diese Platte wurde nun waagrecht, Loch auf Loch, aufgelegt und zu ihrer Absicherung auf jeder Seite eine ungefähr 12 bis 15 cm lange Schraube durch die Löcher gezogen, die man mit Muttern fixierte. Dies war der „Tisch“.

Zur Veranschaulichung einer solchen Treibmaschine stehen zwei Skizzen zur Verfügung:

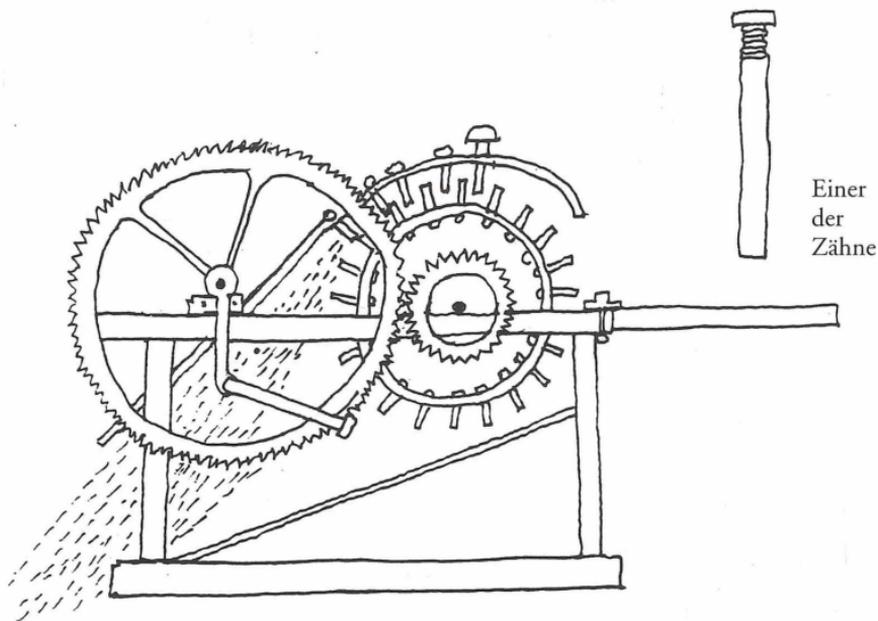
I. Eine von mir gemachte Skizze des Äußeren einer im Heimatmuseum auf Schloß Ritzen in Saalfelden stehenden Treibmaschine.

An dieser Dreschmaschine sind natürlich keine Bezeichnungen für ihre Einzelteile, Arbeitsvorrichtung etc. angegeben. Deshalb setze ich nun als für I und II gültig die Bezeichnungen, die Adam Herzog als die üblichen für die von ihm gezeichnete Maschine II zu verwenden pflegte. Es wird nicht schwerfallen, sie jeweils dort, wo sie auch für Skizze I zutreffen, selbst einzufügen.

Die Länge beträgt 1,2 m, die Breite 64 cm und die Höhe 1,2 m. Das Holzgestell ist blaugrün gestrichen, die eine Seitenfläche des Metallgehäuses trägt als Firmennamen „Martin Lang, Salzburg“, als Fabrikationsnummer 32234. Als Jahreszahl ist vom Museum auf einem neben der Maschine angebrachten Täfelchen das Jahr 1930 angegeben.



II. Eine ausgezeichnete Darstellung des „Innenlebens“ der Treibmaschine, gezeichnet von Adam Herzog (Jg. 1936), „Krallerbauer“ zu Ramseiden, und zwar gezeichnet aus der Erinnerung an die von seinem Vater Joseph Herzog (Jg. 1890) schon zur Jugendzeit gemeinsam mit zwei anderen Bauern, später von ihm selbst, benützte Maschine.



Beschreibung der Treibmaschine: Links und rechts vorne sind an den Kanthölzern die Bohrlöcher für die Schrauben zu sehen, die die aufgelegte Tischplatte fixieren und mit Muttern abgesichert werden. Darüber befindet sich die Öffnung *zan Ei(n)iläfsn* des Getreides, durch die man das im Inneren Liegende nur ertasten kann.

Über der Öffnung wölbt sich das Schutzblech; es hält „Wind“ und Staub, erzeugt durch das Antreiben, ab, schützt aber auch vor Handverletzungen beim Eingeben.

Die Öffnung ist oben durch den Deckel begrenzt, in dessen Wölbung innen parallel nebeneinander, in kurzen Abständen vier bis fünf Reihen zu je fünf bis sechs Zähnen angeordnet, eingeschraubt und oben am Deckel durch Muttern festgehalten sind. Die Länge jedes Zahns beträgt 10 cm, die Breite 2 cm, die Stärke 1½ cm.

Oben, auf dem mit den Schraubenmutter besetzten Deckelteil ist eine drehbare Stellschraube angebracht, mittels der sich dieses Stück – und nur dieses! – 2 bis 3 cm anheben bzw. wieder senken läßt. Damit kann der Druck der Zähne auf die Ähren beim Dreschen reguliert werden; die Körner des Weizens und der Gerste sind nämlich praller, dicker als die des Roggens und Hafers.

Innen angeschweißt befindet sich das Lager, oben drauf ein Einfülloch für Schmieröl. Es ist ein Gleitlager. Die Welle, die, im Lager liegend, quer durch die Maschine geht, führt durch die Mitte der sonst hohlen Trommel, deren röhrenförmiger Durchmesser etwa 40 cm beträgt, ihr Gewicht ca. 60 kg. Sie und die Welle sind an den Seitenwänden der Maschine angeschweißt. Diese Trommel nun ist auf ihrer Außenfläche rundum in gleichmäßigen Abständen ebenfalls mit Zähnen besetzt, die auf der Innenseite mit Muttern festgeschraubt sind.

Außen im Gleitlager der Welle ist das kleine Zahnrad angebracht; das der Skizze I hat den Durchmesser von 14 cm.

Das große Zahnrad mit durchgehender Kurbelwelle im Kurbellager, ebenfalls ein Gleitlager, treibt als Übersetzungs- oder Schwungrad das kleine Zahnrad an; auf Skizze I beträgt sein Durchmesser 76 cm. Zum Antreiben dienen die beidseitig herausragenden Kurbeln, deren Kurbelarme z. B. 42 cm, die Hand- oder Kurbelgriffe je 50 cm lang sind.

Holzboden wird eine Holzplatte, ein Brett genannt, das in Schräglage vom Ende der Trommel bis zum hinteren Ende des Bodenkantholzes führt, und zwar in voller Breite der Maschine. Mit seinen Längsseiten ist dieser Holzboden an den Seitenwänden links und rechts befestigt. Er dient als Gleitbahn für das über ihn auf den Tennboden hinunterrutschende gedroschene Getreide. Als Überdachung der Maschine dient die schräg abwärtsführende Verlängerung des Deckels, die, so breit wie die Maschine, verhindert, daß der Luftstrom Getreideteile oben hinausblasen könnte.

Die Arbeitsvorgänge waren die gleichen, ob es sich um eine ältere oder neuere Maschine handelte, um die mit I oder II bezeichnete: *D'Wei-waleit häobn de Gärbn, wäs in Kao drei(n) gweissn san, aussageibn*, andere machten 's *Bindat*, die Bänder auf, lockerten die Halme – und nun waren viele Hände damit beschäftigt, für den, der die Maschine *gfudascht häot* (gefüttert hat) – meist war es der Bauer oder der Knecht – *a Nied* aufzustapeln. Dies war eine z. B. 1,5 m hohe und 4 m lange Garbenreihe, die rechts in Fortsetzung des Tisches auf dem Tennboden aufgelegt wurde. So ein

Nied enthielt jeweils das Quantum, das man aufarbeiten wollte, ehe man eine Ruhepause einzulegen oder aufzuhören gedachte. Man pflegte aber auch, ein Ried nach dem anderen in Angriff zu nehmen.

Dem Bauern bzw. Knecht reichten meist Hilfskräfte, mitunter waren es Kinder, aufgebundene und aufgelockerte Garben aus dem Ried zu, die dieser nun sorgfältig und nur etwa 4 cm hoch, gleichmäßig über den ganzen Tisch verteilt, ausbreitete.

Gegen Ende der Maschine, dem Bauern frontal zugewendet, standen links und rechts an den bei durchgehender Welle hier angebrachten Kurbeln zwei Männer²⁰, und hinter jedem von ihnen ein zweiter Mann, also insgesamt vier. Hatte man aber nicht sehr kräftige Männer bzw. Burschen zur Verfügung, dann mußten sogar in ständiger Abwechslung sechs das Antreiben der Maschine besorgen, denn: *'s Dreschen is fuachtbår stárk gweisn, a Schinterei! An Öitana kunnt des net aushäitn!*, oder: *De árbat is schirga de stárkste, wei ma midn ådm (Atem) kam zsåmmkimm!*²¹

Soll die Drescharbeit beginnen, dann gibt der beim Tisch stehende Bauer bzw. Knecht den Männern an den Kurbeln das Zeichen zum Einsatz. Sobald sie durch gleichmäßiges Antreiben des Schwungrads genügend „Wind“ erzeugt und damit die Trommel zur notwendigen Stärke des Rotierens gebracht haben, kann der Bauer damit beginnen, das auf dem Tisch ausgebreitete Getreide mit den Händen in die Maschine zu schieben: Sofort wird es hier vom Wind erfaßt, von ihm kurvig aufwärts gerissen und zwischen die Zähne des Deckels und der Trommel gedrückt, wo die rund umgehenden Zähne der Trommel die Halme rüttelnd und schüttelnd gegen die des Deckels pressen, so daß sich die Körner aus den Halmen lösen und gemeinsam mit ihnen auf der dafür vorgesehenen Bahn hinten heraus zu Boden gleiten.

Überaus wichtig war es, daß das Antreiben der Trommel nicht zu langsam, nicht zu schnell, und immer in gleichmäßiger Intensität vorgenommen wurde. Beim Einsatz von vier Mann z. B. trieben die links und rechts Vornestehenden die Kurbel an. Jeder von ihnen war aber nur wenige Minuten, höchstens fünf, dazu imstande; daher berührte der hinter ihm als Ersatzmann Stehende als Zeichen zum *åotauschn* seine Schulter und übernahm, während jener zu einer kurzen Ruhepause beiseite- und zurücktrat, ohne Unterbrechung die Kurbel: *und nåocha is da Oa(n) wieder zuigschossn*. Wehe aber, wenn beim *Ei(n)fuadan* die Garben nicht locker genug in die Maschine eingelegt wurden oder gar eine ganze Garbe oder *a Bantl* hineingeriet! Dann riß es durch die so plötzliche Stockung die Männer brutal rückwärts *aufn Hintan*. Und diese harte Arbeit des Dreschens ging mit kurzen Unterbrechungen oft vom Morgen bis zum Abend durch, und dies meist tagelang.

Eine wesentliche Erleichterung brachte dann der *Gepl*–*Göpel*²²–, eine Vorrichtung, die Antriebskraft erzeugte, *mid so a Transmission ibasezt auf d'Dreschmaschin*, wie Robert Rappolter (Jg. 1914), „Christanbauer“ in Kehlbach bei Saalfelden erklärte; nun war es Menschen- statt Pferdekraft, *de wås de Dreschmaschin*, die nun „Antriebsmaschine“ hieß, *otriebn hæot*.

Aus pekuniären Gründen aber mußten viele Bauern auf die Anschaffung modernerer Maschinen, die von Firmen, wie z. B. Martin Lang in Salzburg, Ködel und Böhm oder Max Holleis in Maishofen, angeboten wurden, verzichten. Manche scheuten sich auch vor Veränderung ihrer gewohnten Arbeitsweisen. So gab es viele Höfe, die nie einen Göpel besaßen.

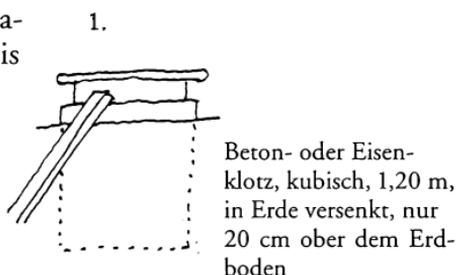
Aber auch die Platzfrage spielte mitunter für die Anschaffung eines Göpels eine Rolle, denn er beanspruchte nicht nur viel Raum, sondern dies immer in Nähe der Tenne, wo sich (also im 1. Stock) die Dreschmaschine und das gelagerte Getreide befanden. Der Göpel hingegen stand unten auf dem Erdboden, und zwar unter dem *Tennstürl* (Tennentürchen); dies ist ein rahmenloser Ausschnitt in der dem Bruckentor gegenüberliegenden Scheunenwand. Hier hinein mußten die vom Göpel ausgehenden Riemen zur *Reamscheibn* (Riemenscheibe) der Dreschmaschine führen, um sie anzutreiben.

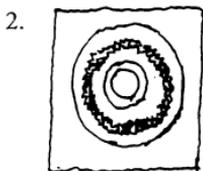
Von *da Ax* (Achse), also dem Mittelpunkt des Göpels, oder über diesen drüber, reichte ein 2½ m langes Kantholz zum Roß – wo es viel Getreide zu dreschen gab, nahm man zwei Pferde –, die an diesem Zug- oder *Roßbam* (. . . baum) wie an einen Wagen gespannt waren, das innere *mid an Kettal* am Halfter des äußeren so angebunden, daß es zwangsweise im Kreis gehen mußte, das zweite zu ihm *zuaghängt*. Hinter ihnen mußte einer der Männer gehen, die Zügel in Händen, und darauf achten, daß die Rösser das Tempo hielten. Der Radius dieses Kreises allein schon betrug 4 bis 5 m; nicht überall aber hatte man hinter Stall bzw. Bruck soviel an Raum zur Verfügung.

Klare, eindeutige Angaben über die Bauart eines Göpels zu erlangen, ist heute so gut wie unmöglich, es sind nur Bruchstücke, die man stockend zu hören bekommt; und die ehrlich um konkrete Aussagen Bemühten sind selbst erstaunt darüber, wieso ihnen die Erinnerung an dieses Gerät, mit dem sie jahrelang gearbeitet haben, derart abhanden kommen konnte. Ja, nicht einmal dem Heimatmuseum auf Schloß Ritzen in Saalfelden ist es gelungen, einen Göpel, oder zumindest Teile eines solchen, seinen Besuchern zeigen zu können.

So bleibt mir leider nichts anderes übrig, als diese Dreschhilfe nur fragmentarisch und kritiklos zu bringen, und zwar den senkrecht hochragenden Göpeltyp, wie ihn – unter etlichen anderen – mit einiger Sicherheit Christian Hirschbichler (Jg. 1911), „Fritznbauer“ zu Ramseiden, schilderte.

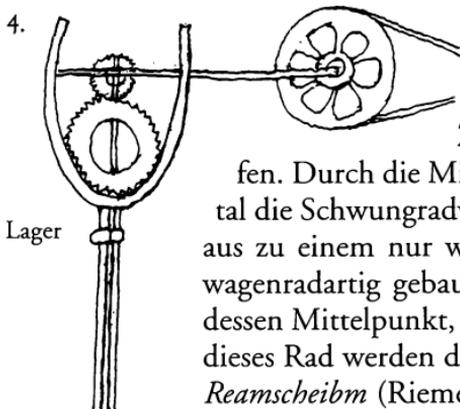
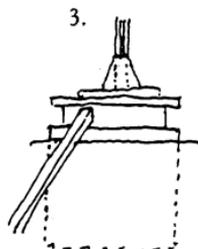
Zu 1.: Auf dieses kubische Fundament wird eine gußeiserne, etwa 25 bis 30 cm dicke, runde Platte gelegt; in einen in sie gemachten Spalt wird der *Zugbam* oder *Roßbam* eingeschweißt. Er ist 2½ bis 3 m lang. Auf diese dicke Platte kommt mitunter eine zweite, schmalere Eisenplatte zu liegen,





2.: auf die ein großes Zahnrad gelegt wird, dessen Zähne gegen die *Ax* (Achse), also nach innen gerichtet sind; die des neben ihm liegenden kleineren Zahnrads dagegen nach außen, was ein Antreiben ermöglicht.

3.: Über der Öffnung des kleinen Zahnrads baut sich, an der Stahlplatte befestigt, ein Stahlsockel auf, aus dem die „Spindel“ oder Welle meist 2½ bis 3 m hochsteigt. Häufig soll die Welle von einem Schutzrohr umgeben sein, das, aus dünnem Metall, um den oberen Rand des Stahlsockels gelegt, mit der Welle mitgeht, ihr aber Spielraum gewährt.



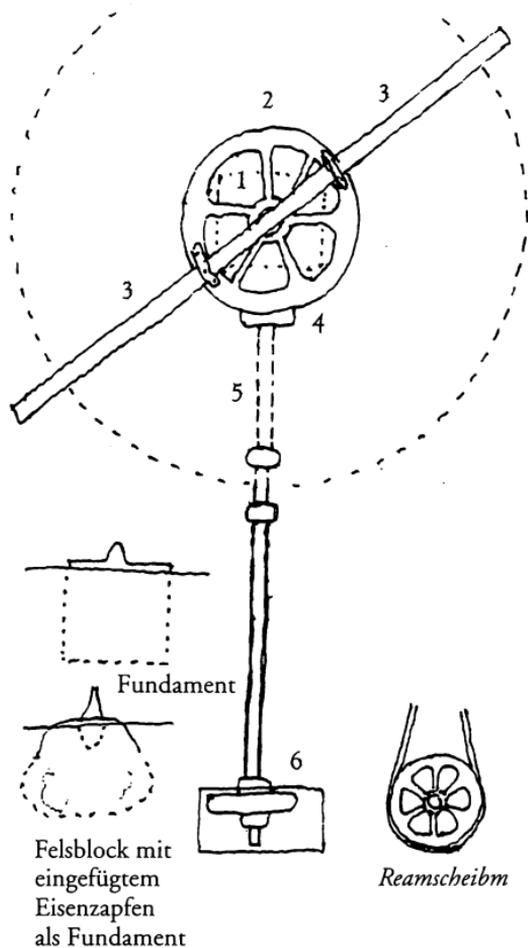
4.: Oben endet die Welle in einer Art von Metallgabel. In ihr befinden sich ein großes, darüber ein kleines Zahnrad, deren Zähne ineinandergreifen. Durch die Mitte des kleinen Zahnrads geht horizontal die Schwungradwelle durch, sodann aus der Gabel hinaus zu einem nur wenig entfernten 40 bis 50 cm großen wagenradartig gebauten Rad (Holz und Eisen), wo sie in dessen Mittelpunkt, der Nabe, endet und fixiert wird. Über dieses Rad werden die Riemen gelegt – deshalb heißt es die *Reamscheibm* (Riemenscheibe) – und sie laufen durch den Ausschnitt in der Tennenwand hinein zur dort stehenden Dreschmaschine. Ihr wird das große, die Walze antreibende Zahnrad abgenommen und durch eine kleine Riemenscheibe ersetzt, die die Drehumlaufzahl der Walze durch Übersetzung dem für das Dreschen notwendigen Tempo anpassen muß.

An fragmentarischen Details gäbe es noch allerhand. So erzählten z. B. der „Christanaltbauer“ Rappolter in Kehlbach und der „Stöcklaltbauer“ Weitlaner im Gerstboden, sie hätten statt sonst üblicher Wellen Baumstämme, hoch hinaufführend, verwendet. Da war z. B. der Zugbaum für das Roß in entsprechender Höhe in den Göpelbaum eingezapft, so daß beide Bäume verbunden waren; oder man verwendete ein Eisenband, herumgelegt um den Göpel- und Zugbaum.

Eines Tages aber kam ich auf meiner Suche nach Edt, einem ganz kleinen Dorf zwischen Saalfelden und Schinking, wo mir der auf dem „Salzmannhof“ – seit 1600 Erbhof – lebende Altbauer Sepp Möschl (Jg. 1921) von seinem ehemaligen Göpel als einem liegenden zu erzählen begann. Dieser Göpel soll, wie er erfahren hatte, etwa im Jahr 1918 gebaut worden sein; Möschl konnte ihn nach seiner Erinnerung erfreulich gut rekonstruieren, Reste sind aber auch von diesem Gerät keine mehr vorhanden.

Angebaut an den Stall, besaß man auf dem Salzmanngut einen sehr geräumigen Wagenschuppen, auch *Laahof* (Leerhof) genannt, der zum Abstellen verschiedenster Geräte diente. Wie beim Stall bestand sein unterer Teil aus Mauerwerk, wie bei der Bruck der obere aus wettergegerbten Holzbrettern. Über diese einheitliche Front erstreckte sich das übliche Giebeldach.

Und hier im *Laahof* lag seinerzeit im rechten Winkel zur hinteren Stallwand in voller Länge der Göpel teils in der Erde, teils frei sichtbar auf der Erde. Auf welche Weise es gelang, seine Riemen auf der Riemenscheibe der einen Stock höher auf dem Tenn stehenden Dreschmaschine anzubringen und sie anzutreiben, sollen nun Möschls Worte erklären:



1: Betonfundament, kubisch oder als Quader, wird 1 m tief in den Erdboden versenkt. Auf der kaum herausragenden Oberfläche besitzt es in der Mitte einen spitz zulaufenden Zapfen,

2: über den das in der Mitte befindliche Loch eines gußeisernen Zahnrads gestülpt ist, dessen Durchmesser, bei einer Stärke von 15 cm, 1 bis 1½ m beträgt. Dem Zahnrad aber bleibt eine gewisse Beweglichkeit, die durch Behandlung mit Schmieröl unterstützt wird.

Die Zähne dieses Rads aber stehen bodenwärts gerichtet, wofür ihnen ein senkrecht in die Erde gelegter, etwa 10 cm tiefer Schacht die nötige Freiheit bietet. Meist ist so ein Schacht mit schmalen Brettchen ausgelegt.

3: Ist ein bis zu 6 oder 7 m langes Kantholz, das, quer über die Radmitte gelegt – um keine einseitige Belastung zu bewirken –, seitwärts nach beiden Seiten in gleicher Länge herausragt. Dort, wo man ein Roß oder zwei eingespannt hat, heißt das Kantholzstück *Zug-* oder *Roßbam* (. . . baum), auf der anderen Seite *Gegnbam*.

Dort, wo der Baum auf den Rändern des Zahnrads noch aufliegt, ist er mit eisernen Klammern *drüba niedagschraubt*.

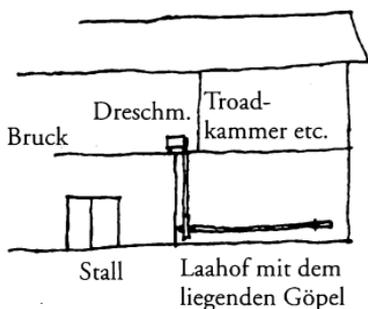
4: Ein kleines Zahnrad, das sich senkrecht in einem ausgehobenen, ausgekleideten Erdschacht befindet, der ihm den nötigen Bodenabstand beläßt. Die Senkrechtstellung ermöglicht seinen Zähnen in die des großen Zahnrads einzugreifen. Gehalten wird das kleine Rad von einer

5: Welle, die – in Abständen mit Lagern versehen – sich im *Laahof* des Salzmannguts über 6 bis 7 m erstreckte. Auch die Welle lag eingebettet in einem schmalen Erdschacht. Soweit aber der Kreisumfang der am Zugbaum angehängten und ständig rundumgehenden Rösser reichte, war er zur Absicherung der Welle mit Erde überdeckt, von hier ab aber lag er frei und die darin liegende Welle sichtbar.

6: Nah an der Stallwand ging die Welle durch ein Lager, sodann durch die Mitte eines wie ein Wagenrad gebauten Rads im Durchmesser von 1 m und der Breite von 16 oder 17 cm; den Abschluß der Welle bildete wieder ein Lager. Dieses Rad, fixiert an der Welle, ragte senkrecht zur Hälfte aus einem Erdschacht, zur Hälfte blieb es bei 15 cm Bodenabstand im

Schacht verborgen. Dies war die *Reamscheibm*, die Riemenscheibe, über die, von unten hinauf zu, der ca. 15 cm breite *Ledarream* (Lederriemen) gelegt wurde. Diesen Riemen pflegte man, um ihn besser haften zu lassen, mit *Reamöl* oder *Reampech* zu schmieren.

Den Göpel hier zu errichten, wird dadurch möglich, daß sich die Wand zwischen der *Bruck* und der *Troadkammer*



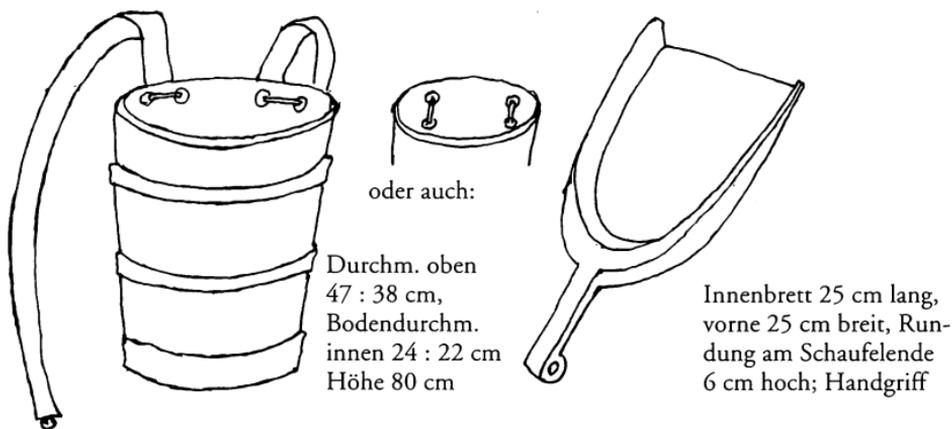
nicht als Fortsetzung direkt über der Stallwand aufbaut, sondern ein Stück *laahofwärts* verschoben ist. Ganz nahe bei dieser Wand steht die Dreschmaschine.

Wie in allen solchen Fällen nahm man ihr die Räder ab und setzte an Stelle des großen Zahnrads eine „Scheibe“, d. h. ein Rad in Form eines Wagenrads, also mit Speichen, auf. Die Maschine mußte derart stehen, daß sich diese Scheibe oben direkt über einem im Fußboden angebrachten, rechteckigen Ausschnitt befand und unter diesem Bodenausschnitt im *Laahof* unten die *Reamscheibm* des Göpels. So konnte man den um die Scheibe unten gelegten Riemen durch den Bodenausschnitt senkrecht zur

Dreschmaschine hochziehen und ihn hier um die Scheibe der Maschine legen. Dies war nun eine kleine Scheibe; zum Dreschen nämlich brauchte man eine recht hohe Umlaufzahl der Walze. Der Rundum-Gang der Rösser aber konnte niemals dieses notwendige Tempo erbringen. Also mußte die Drehumlaufzahl der Walze durch Übersetzung entsprechend erhöht werden.

Auf welche Weise auch immer die Körner aus den Ähren gelöst worden waren: sie mußten nachher von allem Beiwerk wie Strohstückchen, Graten (zu Granne, mhd. *grane* = Haarspitze), Spreu, Grassamen, wilden Erbsen, Mutterkorn, Staub etc. gereinigt werden, um das *bloße Troad*, die reinen Körner, zu gewinnen: *Dào hãm's oft ban schlechtn Weda Troad äoputz in da Windmüi; dào is des Gröbast drausgãnga, und nãocha hãm's no a Putzmüi ghãobt, dào is des Körndlwerch a weng scheena gsondert wo(r)n.*

Die Wind- und die Putzmühle²³ befanden sich auf der Bruck. War das zur Reinigung vorgesehene Getreide im „Tennskammerl“ oder in einer Ecke der Bruck in großen Haufen auf dem Boden gelagert, dann schaffte man die benötigten Mengen mit einem Schaffel zu den Maschinen; war die Entfernung größer, dann bediente man sich eines ovalen *Bugglkübeis*, das, zur Festigung mit *Wurzenringen* umspannt, mittels 8 bis 10 cm breiter Gurte auf dem Rücken getragen wurde. Das Ende des einen Gurts waren mit dem des zweiten durch einen engstens zusammengedrehten Streifen Schweinsleder verbunden, schmal genug, oben durch die an der Buttenrückseite („Butten“, mhd. *bütte* = Rückentrage, Bottich) gebohrten Löcher durchgefädelt zu werden und die Gurten dort zu fixieren. Das Ende jedes



Gurts dagegen ließ sich rückseitig leicht lösen, denn es war mit einem kleinen Ring beidseitig in kleine Haken eingehängt. Wollte der Träger seinen *Butschen* entleeren, dann beließ er ihn auf dem Rücken, zurückgreifend löste er – z. B. mit der linken Hand –, den Oberkörper dabei nach rechts gedreht vorbeugend, den Ring aus dem Haken, kippte den Butschen über die linke Schulter, und konnte ihn so gezielt entleeren, ohne ihn abnehmen zu müssen. Und dies auch beim Anfüllen der Butte, denn ein Helfer besorgte dies mit der hölzernen *Troadschaufl*, deren Größe, breit und mit kurzem Griff, auch zum Einschaufeln in Säcke geeignet war. Man kaufte sie häufig bei *Köibjan* (Körblern), bei mit Körben und anderen Holzwaren

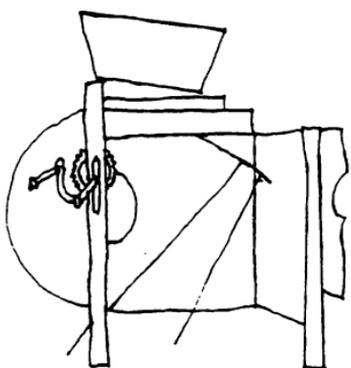
umherziehenden Händlern, die Jahr für Jahr zu bestimmten Zeiten aus Kärnten kamen.

Um die Reinigung des Getreides nach dem Bengeln oder Dreschen nicht durch mühsames Herausklauben einzelner Körner aus dem unliebsamen Beiwerk mit der Hand machen zu müssen, war man auf das Worfeln, das Hinabwerfen unreinen Getreides aus größerer Höhe übergegangen, wobei der Wind die Körner, dank ihres größeren Gewichts, von den Unreinigkeiten, die ihrer Leichtigkeit wegen weiter geweht wurden, absondern sollte; dies war keine ideale Lösung des Problems – außerdem gab es häufig, wenn man ihn dringend gebraucht hätte, keinen Wind. Wer und wann dann jemand auf die Idee kam, den Wind sozusagen einzufangen und ihn in einem Kasten durch menschliche Kraft nur dann wehen zu lassen, wenn er gebraucht wurde, wird niemals genau festzustellen sein.

Diesem Gedanken jedenfalls verdankt die Windmühle²⁴ ihre Entstehung; anfangs war sie natürlich primitiv, doch verstand man es, sie im Laufe langer Zeiten weiterzuentwickeln und zu besseren Leistungen zu bringen.

Neben der Windmühle hatte man noch eine Putzmühle – ältere Menschen sagten des öfteren zur Windmühle *Äoputzmüi* oder *Windmaschin*, zur anderen *Putzmaschin*; sie aber wurde erst in Gebrauch genommen, wenn der Bauer zur eigenen Mühle oder zur Mautmühle fahren mußte, weil das Mehl auszugehen drohte. Vorher ließ man das Quantum an Getreide, das gemahlen werden sollte, durch die Putzmaschin laufen.

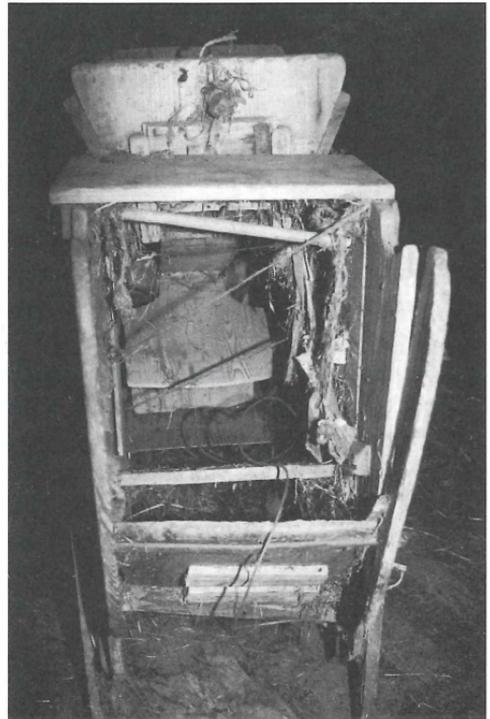
Auf der Windmühle²⁵ – ebenso auf der Putzmühle – war oben als Einfüllvorrichtung, als Aufschüttkasten, die *Goß* (*Goß*, *Gosse*, *Mühltrichter*)



Windmühle aus dem Besitz des „Schneggnbauern“ Alois Rainer, Obsmarkt (Jg. 1905), der etliche alte Geräte in einem einstöckigen großen „Troadkästen“ aufhebt

eingesetzt, in die man mit der breiten Holzschaufel das Getreide einfüllte. Rechtzeitig brachte man das meist fünfflügelige Windrad durch Handantrieb zum Rotieren, um einen Luftstrom, den „Wind“, in der für die jeweilige Getreideart notwendigen Stärke zu erzeugen. Daraufhin öffnete der bei der *Goß* stehende Helfer eine, unten an der *Goß* eingebaute Lade nur um 1 bis 1½ cm, also nur zu einem Spalt, aus dem dann das Getreide in die Maschine rieselte, und zwar durch die Spaltbreite in regulierbarer Menge und in gewünschtem Tempo. Im Fallen wurde es vom Wind erfaßt, die Spreu und andere an Gewicht leichte Unreinigkeiten *håots hint ba da Maschin aussigjaogt* – die Körner dagegen flogen nicht so weit, *se san weida vo(r)n åagånga* –, und zwar glitten sie über den sogenannten *Gång*, auch *Rutschbredl* geheißen; dies war ein schräggestelltes, in Maschinenbreite innen eingebautes Brett,

dessen seitliche Ränder an den Seitenwänden der Windmühle befestigt waren. Es reichte durch die Mitte der Maschine, hinab zu ihrem Ende, bis in Bodennähe, wo die Körner in ein niedriges Holzgefäß fielen, die *Låd* (Lade) genannt. Die Weiterentwicklung brachte dann den Einbau von zwei, drei und mehr Rutschbrettern mit sich, die etwa 10 cm breit, meist von ca. zwei Finger breiten senkrechten Wänden begrenzt waren, damit kein Getreide die vorgeschriebene Bahn verlassen konnte; dazu die Übersetzung für einen leichteren Antrieb der Kurbel²⁶, viele Arten von Sieben von fein bis grob, dazu noch die Rüttelvorrichtung, wodurch sich die Windmühle immer mehr der Putzmühle näherte, die der 3. Reinigung, mehr aber noch dem Sortieren der Körner diente. Als 2. Reinigung schob sich die mit einem Sieb, der „Rosler“²⁷ genannt, ein großes, händisch zu bedienendes Rundsieb für das sogenannte *Rosln*, das vor allem diejenigen machen mußten, die noch einen älteren Typ der Windmühle besaßen; und das waren vor allem viele Bauern mit kleineren und mittleren Höfen, die bis zur Einstellung des Getreidebaus das Roseln beibehielten.



Christian Hirschbichler (Jg. 1911), „Fritzbauer“ in Ramseiden, hatte als „Großvater“ den Stiefvater seines Vaters, namens Joseph Kracher (Jg. 1834, gest. 1907). Die oben abgebildete, sehr alte Windmühle stammte von einem großen Gutshof in St. Martin nächst Lofer. Dort stand sie einige Jahrzehnte in Gebrauch, bis sie, höchst unansehnlich geworden, ausrangiert wurde. Dieser Joseph Kracher nun kaufte sie gegen Ende des 19. Jahr-

hundreds um einen ganz geringen Betrag der Gutsverwaltung ab und brachte sie auf seinen Hof nach Ramseiden. Hier leistete sie sogar noch dem „Fritzn-Christa“ (Jg. 1911) etliche Jahre gute Dienste.

Diese alte Windmühle hatte schon dazumal einen Gang, dazu aber sogar eine Rüttelvorrichtung und ein Sieb²⁸, dessen vier rechteckige Seiten mit fingerbreiten, runden Eisenstäben umrahmt waren. Das Sieb pflegte man aufzubewahren und bei Benutzung der Maschine mit einer Schnur nächst dem Gang oben anzubinden. Nicht einmal ein Großbauer hätte sich zu dieser Zeit eine so kostbare Windmühle kaufen können – Bargeld war äußerst rar –, Großgrundbesitzer dagegen konnten sich längst schon die Angebote der Landmaschinen-Firmen leisten.

Bei der Windmühle – selbst bei Einsatz einer Rüttelvorrichtung – war es unvermeidbar, daß sich häufig *s'Äichawerch* (Ährenwerk, -zeug) und Körner in der Goß zusammenballten, so daß man diese Stauung – die auch dem Antreiber des Rads mehr an Krafteinsatz abverlangte – nur durch Stoßen und Umrühren mit einem Stock oder dergleichen beheben und das Getreide zum gleichmäßigen Weiterfließen bringen konnte.

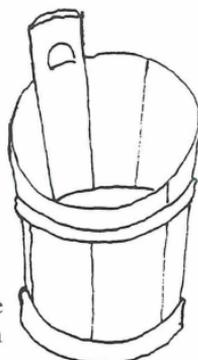
War das Roseln als 2. Reinigungsvorgang beendet, dann folgte für viele Wochen die Aufbewahrung des Getreides. *Zan Ibawintern* hatte man, vor allem im „Tennskammer!“, doch auch auf der Bruck selbst, in Stallnähe, mitunter auch verteilt auf andere Räumlichkeiten, *Troadtruchn* (. . . truhen) und große *Troadkästn*²⁹; daneben verwendete man auch Zwilch- oder Jutesäcke. Da waren z. B., vorwiegend auf größeren und großen Höfen, in der Tennkammer über einem etwa 1 m breiten, auf dem Boden liegenden Brett beträchtlicher Länge, zwei brusthohe Bretter in bodenbrettbreitem Abstand senkrecht aufgesetzt, die, an beiden Enden durch rechtwinkelige Bretter gleicher Höhe abgeschlossen, langgezogenen kistenähnlichen Behältern glichen. Im Abstand von jeweils ca. 90 cm waren sie mehrmals durch senkrecht eingefügte Bretter unterteilt; so zogen sich diese Abteilungen, oben offenbleibend, von einer Raumecke über ein Stück der Wand hin. Dies waren die *Troadkästn*. Die Getreidetrühen hingegen waren mit Deckeln verschließbar, als Einzelstücke konnte man sie hier oder dort hinstellen. Gesondert nach Art und Größe der Körner bewahrte man das Getreide in diesen an und für sich roh gezimmerten, doch höchst stabilen Trühen und Kästen, mitunter auch in Säcken, auf.

Um die Mengen an Roggen, Weizen, Hafer und Gerste, die eingelagert wurden, festzustellen, benützte man noch das alte Getreidemaß, die *Metzen*. Es gab halbe und ganze Metzen, runde, mit einem Griff versehene Holzgefäße. Vom Hafer faßte eine ganze Metze 15 oder 16 kg, von Roggen und Weizen 22, 23 und 25 kg. Manche Bauern aber wußten in einigen Fällen, diese Truhe fasse 14 bis 16 Metzen, eine bestimmte andere dagegen sogar 20 Metzen.

Für jede Metze, die in eine Getreidetruhe bzw. in einen Kasten oder Sack geschüttet wurde, pflegte man mit Kreide an einer der Brückenwände

einen Strich zu machen; die Endsumme der jeweiligen Striche ergab sodann die Gesamtanzahl an Metzen für jede der Getreidesorten im jeweiligen Jahr – und sie trug man dann in eine, die Ernteerträge vorangegangener Jahre aufzeigende Zusammenstellung ein, die in den meisten Fällen auf einer der Scheunenwände niedergeschrieben war.

Halbe Metze: kreisrunder Durchm. oben 30,5 cm, Bodenfläche innen 23 : 23 cm, Höhe 25 cm, Griffhöhe 15 cm



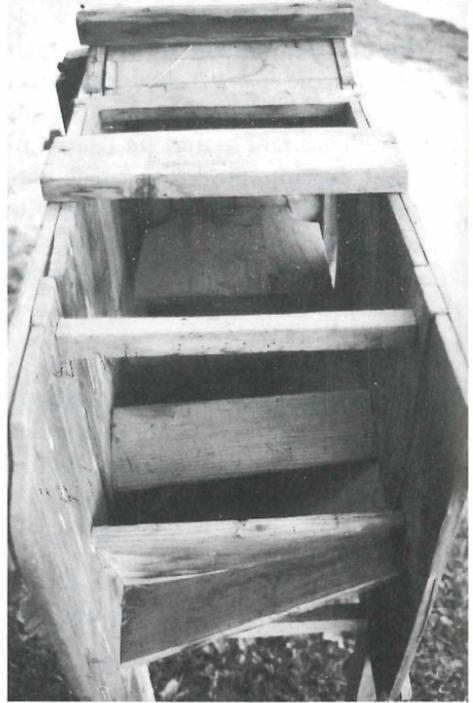
So sind z. B. heute noch – im Jahr 1991 – die Getreideernten ab dem Jahr 1902 bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs an einer Wand der Bruck des „Laböckbauern“ in Ramseiden festgehalten, geschrieben mit einem blauen Zimmermannsstift, doch schon so verblaßt, daß ich ihn im Jahr 1986 schwarz nachgezogen habe.

	Korn	Weizen	Hafer
1902	50	84	222
1903	155	73	276
1904	87	50	283
1905	57	59	270
1906	100	94	250
1907	70	84	300
1908	85	65	190
1909	130	67	282
1910	87	45	317
1911	60	86	261
1912	70	60	360
1913	60	55	280
1914			

Der Ernteertrag ist, wie man sehen kann, Jahr um Jahr recht unterschiedlich, schwankt z. B. beim Korn (Roggen) zwischen 50 und 150 Metzen, beim Weizen zwischen 45 und 94 Metzen; als Ertrag an Hafer für die zur Arbeit eingesetzten Noriker brachte z. B. das Jahr 1908 nur 190 Metzen, das Jahr 1912 dann sogar 360. Und auf der Innenfläche des Deckels einer auf dem Dachboden eines anderen Hofes stehenden alten Getreidetruhe beginnt die Aufzeichnung der Jahreserträge an „Weizen“, „Korn“ und „Habern“ bereits im Jahr 1831 und setzt sich lückenlos fort bis zum Jahr 1853.

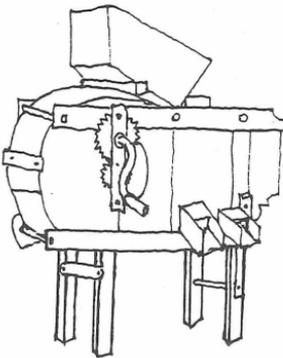
Diesen Truhen und *Troadkästn* entnahm man nun, wenn man zur Mühle fahren wollte, das benötigte Quantum, um es von der Putzmühle reinigen und je nach Größe der Körner sortieren zu lassen.

Wie kein anderer hat Adam Herzogs Vater Sepp (Jg. 1890), ohne jede einschlägige Vorbildung, das *Zsammachjan kennan*; zu seiner Zeit „Krallerbauer“ in Ramseiden, fertigte er nicht nur Wagenräder selbst an, sondern auch Zug- und andere Schlitten, *Brennfäßln zan Ei(n) maischn*, Kraut- und Fleischfässer, für die er einen langen Hobel zum Herstellen der *Dafln* (Dauben) benützte, usf. Ein Glanzstück ist die zierliche Putzmaschine³⁰ – man sagt auch *Putzmüi* (. . . mühle) – geworden, die er vor etwa 60 Jahren für den Hof angefertigt hat, und die, von seinem Enkel Toni Herzog fotografiert, anschließend zu sehen ist. Darüber hinaus gibt sie uns Einblick in den Arbeitsvorgang bei der Getreidereinigung:



Fotos: Toni Herzog

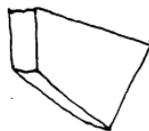
Steckt man die Goß (Gosse, Mühltrichter, Aufschüttkasten) mit ihrer unteren waagrechten Kante in den Spalt, unter dem man eine der vier *Daufn* (Taufeln, mhd. *duge* = Windradflügel) erblickt, dann ist der Spalt fest geschlossen. Um den kurzen, vorne vorspringenden Zapfen ist eine Schnur gewickelt, die in Verbindung mit einem „Zwischenschuber“, einer Art Lade, steht. Dreht man ein wenig an diesem Zapfen, dann wird damit die Schnur verkürzt, und es öffnet sich der Zwischenschuber um einen Spalt, der aber nicht mehr als 1 bis 1½ cm breit sein soll.



Vom oberen Tragbalken bis inkl. Fußende: 91,5 cm, Länge der Füße 40 cm, Tragbalken horizontal: 95 cm lang, Innenbreite der Maschine: 32,5 cm

Hat das angetriebene Windrad, das hier durch Übersetzung leicht zu bedienen ist, die benötigten Umdrehungen erreicht, rutscht nun über die ganze Breite des Spalts Getreide zwischen der unteren Kante der Goß und dem vor ihr angebrachten Brett abwärts und wird im Fallen sofort vom Wind erfaßt: die schweren Körner treibt es nun auf das erste

(hier) nach links abwärts geneigte Schrägbrett, auf dem sie durch den nächstgelegenen Ausgang ins Freie gleiten und dort in einen darunter gestellten hölzernen „Schuber“ – bzw. in eine *Låd* – fallen. Die leichteren, minderen Körner trägt der Wind weiter: sie fallen auf das zweite, tiefer liegende schräge Brett, das von einem senkrechten Holzbrett begrenzt ist. Sie landen im zweiten „Schuber“. Das *Gsot* (Häcksel), hier aber kleine Unreinigkeiten, nur mehr Grassamen, Mutterkorn und Staub, fliegt über das senkrechte Brett und landet hinten auf dem Erdboden. Die zweite, also die mindere Sorte der Körner heißt man *'s Nöochtroad* oder *Hintatroad* und verwendet es für die Hühner.



Hinteres Abschlußbrett: 24 cm hoch, 27 cm breit; vorderes A.: 32 : 27 cm; Seitbrettlänge oben: 45 cm; Brett vor der Lade: 19 cm lang

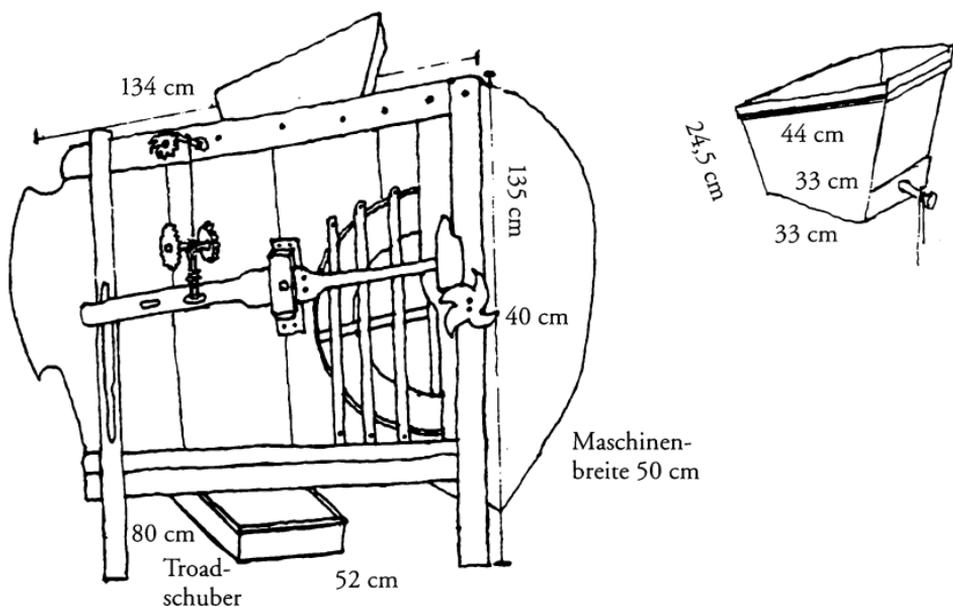
Beim „Krallerbauern“ wird heute diese Maschine zum Säubern gepflückter *Moosbee* (Blaubeeren) und *Grankn* (Preiselbeeren) von Blättern, Stengeln etc. vor dem Einkochen benützt.

Wie bereits erwähnt, näherten sich einander Wind- und Putzmühle derart, daß beiden des öfteren die gleichen Funktionen zufielen, nämlich sowohl das Putzen als auch das Sortieren. Beide besaßen dazu noch Rüttelvorrichtungen. Diese zu beschreiben, ist für mich schwierig: Denn, anders als bei den anderen Themen, wo ich meine Befragungen Jahrzehnte hindurch immer wieder durchgeführt habe, habe ich mich darüber erst im Jahr 1991 erkundigt; die jetzt Lebenden aber konnten nur höchst vage, völlig unzureichende Auskünfte geben. Gottlob können hier nun innerhalb der Anmerkungen technisch begabte Autoren mit ihrem fundierten Wissen einspringen³¹.

Zusammengefaßt ergaben die Antworten der Gewährsleute, daß das Rütteln, vom Ende des Windrads ausgehend, sich auf die Rutschbretter übertrug und auch den Boden der Goß einbezog. Von der auf obiger Skizze nicht gezeigten anderen Seite der Maschine habe ein Lederriemen ins Innere der Maschine zum unter der Gossenlade angebrachten Gittersieb, auf das das Getreide fällt bzw. die Körner herabfallen, geführt und dieses Gittersieb in Rüttelbewegung gebracht. Das auf obiger Skizze zu sehende, über die Mitte führende, unregelmäßig gearbeitete Querholz endet in einem Hammer, der durch das Rütteln senkrecht auf die Zacke einer Art von drehbarem „Rad“ fällt, so daß sich dieses weiterbewegt und der Hammer auf die nächste Zacke schlägt usf.

Bei all diesen zur Verfügung stehenden Reinigungsvorrichtungen³² aber war es nicht zu verhindern, daß erstens sich immer wieder einmal das Gemisch von *Aichaweach* und Körnern in der Goß zusammenballte, so daß eine solche Stauung – die dem die Kurbel Bedienenden auch mehr an Kraft abverlangte – nur durch mühsames Bohren, Stoßen und Umrühren mit einem Stecken zu lösen war, und zweitens, daß ja doch nie wirklich reine Körner zu gewinnen waren, weil zumindest Grassamen und andere kleine Verunreinigungen sich nicht völlig beseitigen ließen.

Die Rüttelvorrichtung³³, gezeigt auf der Putzmühle, die der Altbauer (Jg. 1905) am „Schneggengut“ in Obsmarkt 5, Saalfelden, im unteren Geschoß seines Getreidekastens fürsorglich aufbewahrt:



All dem hoffte man mit dem im Landmaschinenhandel angepriesenen Trieur³⁴ abhelfen zu können. Leider ist von ihm im Saalfeldener Becken kein Bestandteil mehr aufzufinden. Er soll, wie karge Schilderungen ergaben, aus einer schräggestellten Walze bestanden haben, die ebenfalls mit der Hand angetrieben wurde und die innen an der Blechwand mit nur millimetergroßen runden Ausbuchtungen – *wia a häibats Kügei*, dies als „konkav“ aufzufassen – ausgestattet war. Vom eingeschütteten Getreide blieben dann nur die Körner in diesen, ihnen gemäßen Vertiefungen haften, alle anders geformten Unreinigkeiten fielen in eine unten in der Walze bestehende Rinne, von wo sie und die Körner durch zwei hinten an der Walze getrennt angebrachte Ausgänge ins Freie fielen. Aber nur Gutshöfe und in den vielen, im Saalfeldener Becken verstreut liegenden, mitunter sehr kleinen Dörfern, der eine oder andere Großbauer konnten sich einen solchen Apparat leisten. Ähnlich war es mit dem Dampfdrescher³⁵, *Dämpfbroatdrescher* genannt, den sich nur mancher Großbauer leisten konnte, und dessen Einsatz noch dazu, um gefahrlos zu verlaufen, genügend an Freiraum verlangte. Seine Bedienung beanspruchte außerdem eine Unzahl an Helfern.

Zufriedenstellende Hilfe brachte dann der Elektromotor, der nicht nur zum Dreschen, sondern auch für andere Geräte, dazu noch für die Holzarbeit eingesetzt wurde. Und Mitte des Zweiten Weltkriegs gab es dann auch schon Dreschmaschinen, die nicht nur die Drescharbeit leisteten, sondern zugleich imstande waren, die reinen Körner und, voneinander

gesondert, die Unreinigkeiten zu liefern. Auf den für den Elektromotor nötigen Kraftstrom aber mußte man – während der Lichtstrom ab 1920 hier früher, dort später zur Verfügung stand – bis 1936, 1937 und noch etwas länger warten; so ist mir z. B. ein Bauernhof bekannt, der, nur etliche Kilometer von Saalfelden entfernt, Licht- und Kraftstrom zugleich, doch erst im Jahr 1948 eingeleitet erhielt – oder sich erst so spät einleiten ließ?

Aber auch, als man schon Dreschmaschinen³⁶ recht guter Qualität hatte, sogar – doch vereinzelt und zweckbestimmt – als man sich bereits des Elektromotors bediente, pflegte man dazwischen auch noch zu bengeln. Die Körner wurden nämlich beim Bengeln aus den Halmen geschlagen, die Halme selbst aber blieben mitsamt ihren kleinen Verästelungen unversehrt, dazu noch wohlgeordnet, während sie beim Einfüllen in die Maschine arg durcheinander gerieten und während des Dreschvorgangs geknickt und zerrissen wurden.

Das Stroh vom Roggen, der hochgewachsener war als Weizen oder Hafer, hat man besonders geschätzt und vielfältig verwendet. Ganz wichtig war es als „Bettstroh“, nämlich zum Einfüllen in die Strohsäcke, was meist nur einmal im Jahr, und zwar nach dem Bengeln, geschah: *Dão wår's eh scho guat, daß ma's to håot*, denn das alte Stroh war bereits zerlegen³⁷.

Zum Decken von Dächern kleiner Wirtschaftsgebäude wurde das Roggenstroh auch benützt, wofür sich z. B. das Haferstroh überhaupt nicht eignete, denn *des tuat sovüi ei(n)saugn – den Reign – und s'Woazstroh is ah nix weascht! De Håbanflaim* (Haferspelt, mhd. *vlöuwe*) aber, die beim Bengeln abfielen, verwendete man damals häufig als Füllung der Kopfpolster. Auch beim Anfertigen von Pferdegeschirr pflegte man für den „Leib“, also die Unterseite vom Kummet und zum Ausstopfen des Kummets Roggenstroh zu nehmen.

Roggenstroh brauchten außerdem noch die *Pätschnmächer* zur Herstellung der im Winter herrlich warmen *Strohzoggln* (Zoggel, Hausschuh, Patschen, Pantoffeln, mhd. *zockel*). Dafür flocht man – meist taten dies alte Frauen geradezu „berufsmäßig“ – aus langem Roggenstroh kaum fingerdicke Zöpfe, überzog einen passenden Schuhleisten mit einem alten Wollsocken und formte über ihm, Strohzipf an Strohzipf mit dünnem Spagat aneinandergenäht, einen Hausschuh mit einer am Rist etwas hochsteigenden abgerundeten Lasche. Als Sohle wurde die ungegerbte Haut einer alten Sau verwendet – sie war dicker als die eines jüngeren Schweins –, die man aufgespannt an der Luft hatte trocknen lassen. Die aus dieser Haut ausgeschnittene Sohle, die sehr haltbar und rutschfest war, wurde dann rundum an den Rändern der Strohsohle angenäht. Später dann schnitt man sich aus kaputten Fahrradmänteln Sohlen zurecht. Für solche Patschenmacherinnen bengelten Bauern häufig extra ein größeres Quantum an Roggenstroh³⁸.

Hafer- und Weizenstroh benötigte man *zan Ei(n)straan ba de Viecha*, als Streu in den Ställen, mitunter *ah zan Fuadan*; wenn nämlich Heu knapp zu werden begann, mischte man zur Viehfütterung zerkleinertes Stroh

(Häcksel) unter das Heu. Und weil beim damaligen Mähen mit der Sichel längere Halmenden auf den Feldern stehenblieben als dies später bei maschineller Arbeit der Fall war, mähte man bei Bedarf diese Halme ab, denn *dão is no(ch) allahând Grünzeug drein*, und verfütterte diese Mischung aus inzwischen nachgewachsenem Unkraut und Stoppeln an die Tiere.

Nun wieder zurück zu den Putz- bzw. Sortiervorrichtungen des Getreides, die erst zum Einsatz kamen, wenn die Mehlvorräte knapp zu werden begannen und man dem *zan Ibawintern* gelagerten Getreide in Truhen und Getreidekästen ein Quantum entnehmen mußte, um es zur Mühle zu bringen, was immer wieder einmal im Jahr notwendig wurde.

Lange Zeit hindurch hatte es unzählige Bauernmühlen gegeben, die sich oft in hochgelegenen Gebieten befanden und von Gebirgsbächen angetrieben wurden, die bei länger anhaltender Trockenheit zu wenig Wasser führten, so daß man häufig auf Regenperioden warten mußte, um wieder mahlen zu können. Scherzhaft nannte man sie daher *Schiachweda-Müin* oder *Woiknbruch-Müin*. Hier besorgte der Bauer selbst das Mahlen, das er bereits als Heranwachsender von seinem Vater erlernt hatte.

Aber natürlich war auch ein Bauer, dessen eigene Mühle durch Wassermangel nicht betriebsfähig war, in der Not auf eine der öffentlichen Mühlen angewiesen, auf eine der Maut- oder Lohnmühlen; das tat er in diesen Zeiten, da man ungemein sparen mußte, höchst ungern, denn in den Mautmühlen behielt sich der Müller als Entlohnung einen gewissen Prozentsatz – meist 10 Prozent – der gewonnenen Mehlmenge zurück, in Lohnmühlen wiederum wurde einem pro Kilogramm des Getreides ein bestimmter Betrag berechnet. Das mit Pferdefuhrwerk zur Mühle zu bringende Getreide war in Säcke gefüllt, die man daheim aus Hanf (= Zwilch) genäht hatte, seltener aus Jute, weil Jute als durchlässigeres Material für das dann vom Müller einzufüllende Mehl weniger geeignet war. An jedem Sack hatte man die Bänder zum Zubinden angenäht und außerdem *is a Mirk drogweisn*, nämlich der mittels einer Schablone angeschriebene Hofname des Besitzers³⁹, mitunter sogar mit rotem Faden in Kreuzstichtechnik kunstvoll auf den Stoff gestickt; in der Eile bediente man sich manchmal nur eines Tintenstifts. Ein mit Getreide angefüllter Sack – jeder wurde erst nach dem Abladen bei der Mühle gewogen – hatte an Gewicht zwischen 70 und 80, mitunter sogar bis 100 Kilogramm.

Während die Lohn- und Mautmühlen schon mit elektrischem Strom betrieben wurden, was dem Müller viele Arbeitsvorgänge und Handgriffe ersparte, hatten die Bauern in ihren *Wässaradl-Müin* weit mühevollere Arbeit zu verrichten, weil sie den fehlenden Strom auch hier durch eigene Körperkraft ersetzen mußten. Nicht alle Bauernmühlen waren seinerzeit direkt beim Hof erbaut oder lagen an befahrbaren Straßen oder Wegen; es gab auch solche, die in einem Graben, einem Einschnitt zwischen ansteigendem, bewaldetem Gelände errichtet waren, Einschnitte, die sich der aus dem nahen Hochgebirge kommende Bach gegraben hatte. So erzählte z. B.

Maria Schwaiger (Jg. 1920) aus Schinking, daß ihr Vater sein Getreide so oft in einem zwei Metzen fassenden *Mäikübei*, einem ovalen Holzkübel, auf dem Rücken durch unwegsames Gelände zu seiner Mühle tragen mußte, bis er das Quantum beisammen hatte, das zu mahlen er sich vorgenommen hatte. Dann erst konnte er – und dies immer wieder – das Getreide in Säcke füllen, um es über eine kleine Holzterrasse hinaufzutragen und oben in den Mülhtrichter, die Goß, zu schütten.

Um das Jahr 1960 wurde der Getreideanbau im Saalfeldener Becken eingestellt; Weizen- und Kornanbau früher als Hafer und Gerste, die man zu Futterzwecken für die Tiere brauchte.

Wie mir auch der „Krallerbauer“ Adam Herzog (Jg. 1936) bestätigte, hat es von den seinerzeit so vielen Bauernmühlen, die zum großen Teil abgerissen oder verfallen sind, immerhin im Jahr 1949/50 hier und dort, also selten, doch eine dieser, dann mit Strom angetriebenen bäuerlichen Mühlen gegeben⁴⁰. Der „Klingler“-Altbauer namens Hölzl (Jg. 1903), Großbauer in Schinking, der seinerzeit auch eine eigene Mühle besaß, gab als Grund für das Stilllegen so mancher Bauernmühle die im Verlauf der Jahre wachsende Unzufriedenheit der Frauen beim Vergleichen des von der Mautmühle heimgebrachten Mehls mit dem in der eigenen Mühle gewonnenen an, weil die eigene Mühle *de Klaimb* (Kleie) *z'weng aussabrächt häot. I häob aufhörn miassn, wei i a zu schwäschz Möi ghäobt häob*, meinte der „Klingler“-Altbauer, Ehemann einer solchen Unzufriedenen – *und hiaz (jetzt) is des modern, de Klaimb gäu (gar) neamma draustod(n); kemma ma wieda doscht hi(n), wia's friahra gweisn is . . .*

Warm ums Herz wird mir immer wieder, wenn ich an die bäuerlichen Menschen denke, an meine „Gewährsleute“, die, wann auch immer, für meine unermüdlichen Befragungen das größte Verständnis bewiesen, und dabei Jahrzehnte Zurückliegendes mit bewundernswerter Lebendigkeit zu schildern und zu erklären wußten. Opfer an Zeit nahmen sie dabei als etwas Selbstverständliches hin.

Dank ihrer Hilfsbereitschaft erst ist es möglich geworden, durch Forschungsarbeit unwiederbringlich Vergangenes wenigstens auf dem Papier auferstehen zu lassen. Aus ganzem Herzen sage ich dafür diesen meinen Mithelfern vielen, tief empfundenen Dank!

TEIL II

Ergänzende Erklärungen, Einblicke in die einschlägige Literatur und Anmerkungen

1 Weil eben im Saalfeldener Becken das emporsprießende Getreide so stark von Gras und Unkraut unterwachsen wurde, war damals das Jäten nicht nur beim Flachs, sondern auch beim Getreide üblich. So erzählte z. B. Maria Schwaiger (Jg. 1920): *Dão is ja vüi zan jäidn gwein – nid nur Hääo – Woaz hãm s'ja ah gjäit dãmäls!* Und weiter: *D'Ka(r)ner-Fraun* (Kärntner-Frauen), *de san äiwei kemman zan jäidn an Fruahjäoh*. Ganze Gruppen von Frauen und Mädchen kamen aus Kärnten herüber; manche gingen zu bestimmten Bauern, andere meldeten sich auf der Gemeinde, um anzufragen, wo eine Jäterin gebraucht werde, aber auch Bauern selbst meldeten sich auf dem Gemeindeamt, um nach Jäterinnen nachzufragen. *Za der Zeit dãmäis is de Ka(r)nerin ja fäst wia aus'n Ausländ gweisn*, meinte die Moidi – ähnlich wie heute die „Gastarbeiter“.

Gemünzt auf die Kärntner Jäterinnen entstand sogar ein Jodler, den die Moidi mit ihrer Schwester Hilda zweistimmig sang:

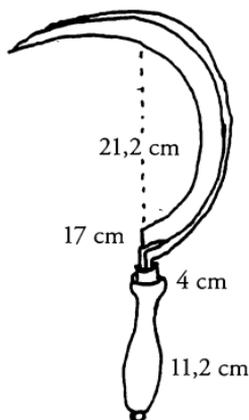
*Jodl di jodl di jodl di joo,
Holljodl di jodl di jodl di jo -
ja is denn, zan Teifi (Teufel), koa Jäudarin z'håom (haben)!*
Jodl di jodl di jodl di joo

2 Dafür, daß das Vieh von Erde und Dünger verunreinigte Gräser ablehnte, findet sich schon im Jahr 1785 eine Bestätigung bei *Franz Schrank* und *Karl Ehrenbert von Moll*, Naturhistorische Briefe über Österreich, Salzburg, Passau und Berchtesgaden, Bd. 2 (Salzburg 1785), S. 442. Als eine der Aufgaben des „Bieschers“ (Pirscher, der im Gesinderang am tiefsten Stehende) heißt es hier: „... und wenn das Getreyd gejätet wird, trägt er das Gejätete weg vom Felde, und reinigt es in fließendem Wasser von der Erde, damit es zum Futter für das Vieh kann verwendet werden.“

3 Sicheln (unten eine sehr alte Sichel) besorgte man sich bei umherziehenden Händlern oder in Eisenhandlungen, meist aber stellte ein Schmied Sicheln her. Man besaß immer einige Reservesicheln, neuere und ältere.

Zur Aufbewahrung der Sicheln schlug man jede Sichelspitze in eine Holzwand, so daß dann eine neben der anderen im Holz festsaß. Zuzeiten, da man sie nicht verwendete, hing man sie parallel nebeneinander auf der Bruck oder auf dem Dachboden auf, vielfach im Tennskammerl (Tennenkammer), das an die Tenne anschloß, zu Gebrauchszeiten leicht erreichbar an einer Holzwand der *Untameh(n)* (pzig. für Wagenhütte) oder sogar in den auf der Unterseite des 1. Stock-Balkons hervorragenden hölzernen Balkonträger usf.

Ernst Burgstaller, Erntegeräte und Arbeitsmethoden in Oberösterreich, Jb. des Musealvereins Wels (Wels 1956), S. 90, stellt fest, der Rückzug der Sichel zugunsten der Sense „habe allem Anschein nach erst um 1900 eingesetzt; auch Getreide wurde dann von einigen Bauern mit der Sense gemäht“.



Dies bestätigt *Jürgen Heinrich Mestemacher*, *Altes bäuerliches Arbeitsgerät in Oberbayern* (München 1985), S. 37 ff., mit den Worten: „Im Untersuchungszeitraum von 1900 bis 1930 hat die Sense die Sichel als schneidendes Erntegerät weitgehend abgelöst. Nur vereinzelt auf Höfen des Alpenrandes, die den Getreideanbau zur Selbstversorgung betrieben haben, wird sie noch bis 1930, teilweise später zum Schneiden des Weizens und Roggens verwendet.“ Die Gras-Sensenstiele hatten meist aufgesteckte Haselnuß- oder Weidenruten oder einen mit Sackleinwand bespannten Arm aus Drahtgeflecht, damit die Halme nicht auseinanderfielen, sondern gebündelt zusammengehalten wurden. Dem Mähenden folgte eine „Aufnehmerin“, die die Halme zu Garben formte und in der Mitte zusammenband.

Gerhard Maresch, *Die Pichlmühle in der Loich*, Kapitel „Getreideschnitt“, in: *Österr. Zs. f. Volkskunde*, Bd. 73 (1970), S. 6 ff., berichtet ebenfalls vom Getreideschnitt mit der Sense, die vorher auf einem Amboß, „Denglgoaß“ geheißen, gedengelt und anschließend gewetzt wird. Beim Wintergetreide, berichtet der Autor, wird am Sensenwurf eine gebogene Mahdrute angebracht, die „Haselgert“, für Sommergetreide eine gerade Mahdrute, die bis zur Sensenspitze reicht. Das Mähen wird am oberen Feldrand, „auf da Höh“, begonnen, zum Aufheben der Halme wird eine Sichel benützt, die dann, zu Garben zusammenfügt, mit einem Strohband gebunden werden. Früher hat man das Band mittels eines harten Holzstücks, dem „Knebel“, fest zusammengedreht, damit der Knoten wirklich hielt. Sind fürs Mähen z. B. sieben Sensen eingesetzt, dann wurden auf dem Feld mindestens 28 Personen benötigt, denn: zu jedem Mäher gehörten zwei Aufheber, meist Frauen, und ein Binder.

Anni Gamerith, *Bäuerliche Sachkultur im Bezirk und Museum Feldbach*, 1. Teil: *Acker und Frucht*, in: *Blätter f. Heimatgeschichte des Bezirkes Feldbach*, Heft 3/4, S. 30 ff., schreibt, der Schnitt des Getreides sei früher mit Hand und Sichel vorgenommen worden – knapp vor dem Ersten Weltkrieg aber dann vereinzelt schon die Sense dafür herangezogen worden. Diese Getreidesense besaß einen Fächer, der die Halme geordnet ablegte; er bestand aus Rutenbögen, bespannt mit Rupfen oder anderem Tuch. Nach der Mahd wurden die Halme mit der Sichelspitze aufgenommen und mit einem Band aus Halmbüscheln, durch einen Knebel eng zusammengezogen, zu Garben gebunden.

Paul Scheuermeier, *Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz* (Erlenbach–Zürich 1943), beschreibt im Abschnitt „Korn und Kornernte“ (S. 106 ff.) ausführlich einige Phasen einzelner Arbeitsgänge. Das Getreide wurde mit einfachen Sichel geschnitten, häufig aber mit großen Kornsicheln, die ein feineres Blatt besaßen, das einen größeren Bogen beschrieb; die Sichel lief in eine lange, fast gerade Spitze aus, Stiel und Handgriff waren oft leicht nach oben gekrümmt.

Um Verletzungen der linken Hand zu vermeiden, war es, besonders in Unteritalien, üblich, einen Fingerschutz zu tragen, der z. B. aus kurzen Schilfrohren bestand, die man an die Finger der linken Hand steckte. Es gab aber auch handschuhartige Lederkappen, die man über den Zeigefinger und kleinen Finger band. Auch Pulschützer pflegte man zu benützen, ein Stück weiches Leder, das röhrenförmig um das Handgelenk gesteckt wurde, oder man band sich ein Stück Leder auf die obere Handfläche und ein Stück des Unterarms.

Während also der Gebrauch der Sense zum Getreideschnitt in Italien nicht gebräuchlich ist, verwendet man dazu im Engadin nur die Sense. Sie ist von Norden und Westen nach Italien gekommen.

Will man, berichtet *Scheuermeister* (wie oben, S. 110), Stroh zur Dachdeckung oder für die Strohindustrie verwenden, dann mäht man in der oberitalienischen Ebene das Getreide bodennah, d. h. man beläßt die Stoppeln nur 10 bis 15 cm hoch. Hat man aber Futtergräser in das Kornfeld gesät, dann läßt man die Stoppeln 30 bis 40 cm hoch stehen, um sie mitsamt den Futtergräsern zu verfüttern.

4 *A Jão*: Joun („n“ nicht gesprochen) = Innenstreifen eines Ackers (pzg.); mhd. *jan* = fortlaufende Reihe, Reihe geschnittenen Getreides.

5 Alle Garben sollten an Länge und Umfang gleich sein. Wer größere Hände hatte, wie z. B. Männer und manche Mägde, war den anderen gegenüber natürlich im Vorteil. Sah aber manchmal eine hilfsbereite Dirn, daß sich der neben ihrem *Jão* Schneidende schwer tat, dann ist sie beim Schneiden *a weng* (ein wenig) *weida umigfäohn* und hat damit den *Jão* des anderen verschmälert. Es konnte aber auch umgekehrt sein, daß einer der Schnitter seinen Streifen mit Absicht allmählich schmaler werden ließ, um schneller voranzukommen. Die Anzahl der Garben, die schließlich auf dem Feld lagen, war demgemäß auf jedem *Jão* eine unterschiedliche.

6, 7, 8 Siehe *Ilka Peter*, Die Heumahd im Saalfeldener Becken vor der Einführung der Mäh- und Erntemaschinen, in: MGSL 131 (1991), S. 343, Anm. 6, S. 344, Anm. 7, S. 345, Anm. 9.

9 Zum Trocknen der Garben dient, so *Maresch*, Die Pichlmühle (wie Anm. 3), S. 7 f., das „Schiebern, wozu man mit einer Stange aus Eisen Löcher in den Boden schlug, in die 1–2 m lange ‚Schieberstecken‘, unten zugespitzt, eingerammt wurden“. Es gab zwei Arten des „Schieberns“, 1. „Mandl“: Unten, um den Fuß des oft 2 m langen Steckens legte man eine geknickte Garbe herum, über sie kreuzweise drei weitere Garben, die jede mit ihren Ähren den Stecken umfaßte – und dies immer so weiter, bis schließlich der Schieberer auf einer sechssprossigen Schieberleiter stehen mußte oder auf einem Schrägbrett mit angenagelten Querleisten, die sein Abrutschen verhindern sollten, um dem „Mandl“ die Spitze aufzusetzen; 2. „Schober“: Für den Schober wird zuerst eine „Hiefl“, das ist ein Gabelast, zum Stecken auf den Boden gelegt, der den Garben Abstand von der Erde geben soll. Auf dem Stecken werden nun 24 Garben angebracht, jeweils vier, die so um den Stamm gelegt werden, daß jede Garbe mit den Ähren um ihn gewickelt ist. Schließlich erhält auch dieser Turm eine Spitze.

Die Garben bleiben so lange geschiebert, bis das mitgemähte Gras und Unkraut auf dem unteren Garbenteil dürr geworden ist. Hafer und Gerste hingegen läßt man zum Trocknen ausgebreitet auf dem Feld liegen, wo sie mit einer dreizinkigen Holzgabel umgedreht werden.

Von aufrecht, doch schräg gegeneinander lehrenden Garben erzählt auch *Game-rith*, Acker und Frucht (wie Anm. 3), S. 34, also auch von „Mandeln“, die auf diese Weise aus je acht Garben gebildet werden und über die dann eine geknickte Garbe gelegt wird. Eine zweite Möglichkeit ist, um eine auf dem Boden liegende Garbe, die „Mittelgarbe“, acht weitere Garben senkrecht schräg herumzugruppieren, über die oben drauf eine zehnte Garbe gestülpt wird. Der Getreiderechen, den man dabei benützte, war grob und schwer, hatte eine 1¼ bis 1½ m lange Bank und etwa 21 Zinken von je 15 cm Länge.

Scheuermeister, Bauernwerk in Italien (wie Anm. 3), S. 110, berichtet aus Italien, daß den Schnittern Garbenbinder folgen, von denen normal große Garben gebunden werden. In Mittel- und Unteritalien aber sind die Garben-Haufen üblich, beson-

ders kleine Haufen, die tage-, ja wochenlang auf dem Feld liegenbleiben, sogar bis zur Zeit, da das Dreschen beginnen soll.

In manchen Gebieten wiederum stellt man mehrere, manchmal aber nur zwei Garben schräg-senkrecht gegeneinander auf, den Ähren teil nach oben gerichtet – und dies hintereinander zu langen Reihen. Oder man legt über zwei, drei solcher sich kreuzender Garben waagrecht zwei weitere Garben auf, die Ähren teile nebeneinander. Auch auf den Boden pflegte man Garben zu legen, z. B. vier Garben, die, jeweils im rechten Winkel, ein liegendes Quadrat bildeten, oder man bildete Reihen, indem man zwei Garben, deren Ähren zusammenstießen, auf den Boden legte, an sie anschließend wieder zwei, parallel mit den vorher gelegten usf. Hier, in diesen heißen Gegenden, waren es die Vögel, vor denen man die Ähren schützen mußte.

10 Siehe *Peter*, Die Heumahd (wie Anm. 6), S. 317, Anm. 10.

11 Sobald das Getreide ausgetrocknet ist, folgt, wie *Maresch*, Die Pichlmühle (wie Anm. 3), S. 7, berichtet, „das Zusammenlegen in Streifen“, das „Aufzeiln“ genannt, sodann das Beladen des Wagens. Man reicht die Garben mit zweizinkigen eisernen Faßgabeln, *Roachgabl*n, die einen besonders langen Stiel haben, auf den Wagen.

12 Vgl. *Peter*, Die Heumahd (wie Anm. 6), S. 330 ff.

13 Von den genannten Autoren ist es *Scheuermeier*, Bauernwerk in Italien (wie Anm. 3), S. 112 f., der über das Wegführen des Getreides vom Feld spricht. Kleinbauern, deren Feld nicht zu weit entfernt liegt, tragen Garben in Bündeln händisch oder über den Nacken oder eine Schulter gelegt vom Feld, Frauen Garbenbündel auf dem Kopf. Daneben verwendete man auch Saumtiere, die man die Last tragen ließ. Der Transport auf Wagen war aber dann doch am häufigsten, Leiterwagen z. B., wie in den Alpen; oder man hatte kleinere oder größere zweirädrige Ochsenkarren, auf die man die in Tücher gebundenen Garben verlud. Zur Schonung von Mensch und Tier führte man diese schwere Hochsommerarbeit in Mittel- und Unteritalien gern während der Nacht durch.

14 *Maresch*, Die Pichlmühle (wie Anm. 3), S. 8 ff., schildert, daß die Garben in der Scheune gelagert wurden. Um aber von Hafer und Gerste möglichst viel unterbringen zu können, hat man zuerst so hoch an Stroh auf der Tenne ausgebreitet, daß ein Knecht mit einem Ochsen oder einer Kuh, wie über einen schrägen Steg, in den „Halbarn“ einsteigen konnte. Nun ging der Mann mit dem Rind so lange herum, bis die nächste Fuhre da war. Und dieses Umhergehen, die Garben dabei nieder tretend, wiederholte sich Fuhre um Fuhre, bis das Tier nahe am First oben angelangt war. Nun schüttete man eine Fuhre Stroh in einer Schrägen so hoch auf, daß das Rind und der Mann herunterrutschen konnten. Mitunter sind es aber Menschen, die das Treten besorgen.

Scheuermeier, Bauernwerk in Italien (wie Anm. 3), S. 114, wieder berichtet, man habe in Mittel- und Unteritalien als Tenne einen geeigneten Platz im Freien gewählt und dieses Stück Feld festgestampft. In der Nähe dieser Tenne stapelte man dann große Getreidehaufen auf, die also im Freien liegenblieben. In Oberitalien hingegen lagerte man die Garben unter einem schützenden Dach, wo sie vollends ausreifen, bis man Zeit zum Dreschen fand, was oft erst gegen den Winter zu der Fall war.

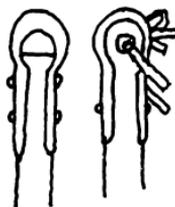
15 Im Sommer 1978 brachte mich die mit mir über den Volkstanz befreundete Maria Steiner, damals Lehrerin bei Direktor Willi Aigner in Niedersill, zu ih-

rem auf einem Berghang liegenden Geburtshaus in Stuhlfelden, auf den „Vorderhappinghof“, den ihr 1940 geborener Bruder Siegfried Steiner auch heute noch bewirtschaftet.

Unter anderem zeigte er mir einen *Staa*-(*Starr*-)*Bengl*. Diese Altform eines Bengels zum Ausschlagen der Körner wurde hier bis Ende der fünfziger Jahre verwendet; einen mit beweglich angebrachtem Flegel, also den Dreschflegel, gab es hier nie, wie Steiner betonte. Dieser alte Bengel aber war insofern „unbeweglich“, als der gekurvte Stiel in das klobige Schlagholz fix eingefügt war; daher die Bezeichnung „Starrbengel“. Die Krümmung des Stiels bewirkte, wie die Geschwister bemerkten, daß sich der Bengelnde nicht vorzubeugen brauchte, er konnte aufrecht stehend arbeiten. – Das Holzbrett, an einem Ende zu einem Haltegriff verschmälert, hieß man *Schaabploi*. Nachdem man nämlich die Garben ausgebengelt hatte, legte man sich Ährenbündel um Ährenbündel über das Knie und schlug mit diesem Ploi – Bleuel (mhd. *bliuvel*, von *bliuwen* = bleuen, schlagen) – die noch haftenden Körner heraus. „Schaab schmieren“ nannte sich diese Arbeit, wobei „schmieren“ die Bedeutung von schlagen hatte. Dieses Ausschlagen scheint mir für den Pinzgau der einzige Beleg zu sein, während es für viele andere Landgebiete von anderen Autoren als einzige Art des Auslösens der Körner oder als Vor- oder Nachbehandlung des Getreides, also vor oder nach dem Dreschen, beschrieben wird.



16 Um dem Schwung und Zug des ständig auf- und abwärtsfliegenden Flegels standhalten zu können, war das Stielende oben durch Eisenstreifen abgesichert, die, über das runde Stielende gelegt, links und rechts 12 bis 13 cm am Holz des Stiels herabreichten; mit einem nagelartigen Eisenstift waren sie – manchmal mit zweien – durch das Eisen und den Stiel bis zur anderen Seite durchgeschlagen, die Enden hier durch Niederhämmern platt anliegend. In diese Rundung wurde sodann das Loch für das Durchziehen des Lederriemens gebohrt, den man dann (siehe Skizze) kunstvoll verknüpfte.



Bei dem anderen Dreschflegel wiederum wurde das Loch durch ein Höherziehen des Eisenstreifens in Bogenform kappenartig gebildet, womit die Öffnung für den Lederriemen zwischen dem Stielende und dem Bogen lag, so daß kein Bohren nötig wurde. Diese und andere Absicherungen gegen Bruch und Absplittern waren in der Regel bei allen Dreschflegeln üblich.

Bei der Handhabung des Dreschflegels – so meinte z. B. der „Krallerbauer“ in Ramseiden – arbeitete ein Rechtshänder von links nach rechts, ein Linkshänder aber von rechts nach links (was beim Hantieren mit anderen Arbeitsgeräten mitunter auch der Fall sei, z. B. beim Werfen von Heuballen mit der „Aufschlaggabel“ in einen Stadel). Der Rechtshänder hielt also bei gestrecktem rechtem Arm den *Stüi* (Stiel) nächst seinem rechten Oberschenkel mit der rechten Hand unten gegen das Stielende zu, mit der Linken bei leicht gebeugtem linken Arm oben in einiger Entfernung vom Riemenloch. Diese linke Hand blieb die führende.

17 Mit einiger Phantasie kann man den bei der Arbeit mit dem Dreschflegel anzuwendenden Schwung mit der Form einer vor dem Körper des Bengelnden schräg in der Luft liegenden Acht vergleichen, deren Vollendung aber durch ein senkrech-

tes, kräftiges Niederschlagen gegen den Boden unterbrochen wird: Der Mann hebt den Stiel ein wenig hoch, um sofort einen kurvigen Linksschwung anzuschließen, der nun an seiner rechten Kopfseite vorbei nach rechts zu einer Schlinge hochsteigt, die aber auf ihrem Höhepunkt durch ein senkrecht vor dem Körper mit aller Kraft erfolgendes Niederschlagen auf die Garben abgebrochen wird. So kommt der Flegel in voller Länge auf die Garben zu liegen, der Rückprall ist durch die weiche Unterlage nur minimal.



Beim Anheben aufwärts zu lockert der Bengelnde nun nur kurz und ein wenig den Griff seiner Hände, damit sich der Stiel mitsamt dem Flegel wieder in die Ausgangsstellung drehen kann – und bengeln nun zwei Mann, dann setzt er nach dem Schlag des Kameraden sofort wieder zu seinem zweiten Schlag an, bengeln mehrere, dann ist ihm eine kurze Wartepause gegeben.

18 In den weiteren Berichten verschiedener Autoren über das Auslösen der Körner aus den Ähren treten neben das Dreschen drei andere Arbeitsmethoden, nämlich das Austreten, das Worfeln und das Ausschlagen der Garben; meist aber erfolgt erst nach dieser zur Körnergewinnung gebräuchlichen Arbeit ein Nachdreschen.

Vom Bengeln als Tätigkeit wird nirgends berichtet, das Wort Pengel, Bengel oder eine andere Bezeichnung wird nur für das verwendete Gerät genannt, mit dem, was nicht immer klar zu unterscheiden ist, gedroschen oder ausgeschlagen wird. *Karl Haiding*, Windmühle und Putzmühle, in: Sammeln und Sichten, Beiträge zur Sachvolkskunde, hg. v. *Michael Martitschnig* (Wien 1979), S. 201, beschreibt den Dreschvorgang im Prinzip übereinstimmend mit dem im Saalfeldener Becken üblichen Bengeln. Ergänzend fügt er noch hinzu, daß es, wenn für Korn zwei Reihen zu je 22 Garben auf der Tenne aufgelegt wurden, für Weizen um fünf Paar Garben weniger sein mußten, weil Weizen „stark zum schneidn (Sichel), stark zum mahn (Sense)“ und auch schwer auszudreschen sei. Unterschiedlich ist, daß die Bänder erst nach dem Dreschen und Ausschütteln mit hölzernen Gabeln von den Garben gelöst werden.

Mestemacher, Altes bäuerliches Arbeitsgerät (wie Anm. 3), S. 48, gibt über die in Oberbayern gebräuchlichen Geräte ausführlich Auskunft, unterstützt durch Zeichnungen von *Manfred Böhm*. Da gab es 1. den Dreschbengel, 2. den Dreschflegel, 3. Hand-, Göpel und motorbetriebene Dreschmaschinen.

Der Dresch-Bengel, im Museum zu sehen, besteht meist aus einem quadratischen Hartholzstock, der mit einem gebogenen Stiel verkeilt ist. Alte Bengel waren unter Verwendung von naturgewachsenen gebogenen Hölzern, zur Beschwerung und gegen Splittern mit Eisenbändern beschwert, damals daneben in Gebrauch.

Weit verbreitet war der zweiteilige Dresch-Flegel, der aus dem Flegelholz und dem Stiel bzw. dem Stecken besteht, mit beweglicher Verbindung. Meist bestand das Flegelholz aus schwerem Laubholz, meist Buche, der Flegelstiel aus Kiefer, Esche oder Ahorn. Stiellänge und -durchmesser richteten sich jeweils nach der Arbeitsfähigkeit und Körpergröße des Arbeitenden. Zur Bindung des Dreschflegels nahm man Ahornspäne oder Leder für die Kappe, speziell gegerbtes Schweinsleder für die Halteriemen, das naß weich wird, trocken dagegen ganz hart.

Scheuermeier, Bauernwerk in Italien (wie Anm. 3), S. 115 ff., nennt als Möglichkeiten für das Auslösen der Körner: Das Ausschlagen, das aber nur in den Alpentälern mit geringer Getreideproduktion vor dem Dreschen üblich war. Man schlug die sehr eng gebundenen Garben gegen eine niedrige Holzwand, eine Mauer, eine Bank oder gegen ein Wagenrad, mitunter gegen eine auf einem Gestell montierte

Felsplatte. – Für das Dreschen wurden die Garben mit gelösten Bändern auf der Tenne immer in zwei Reihen, jeweils 30 Garben mit zueinandergekehrten Ähren ausgebreitet. Gedroschen wurde mit dem Dreschstock oder Flegel.

Der Dresch-Stock ist ein runder, ziemlich gerader Prügel, mit dem der Arbeitende meist knieend zuschlagen muß;

der Dresch-Klotz besteht aus einem 30 bis 50 cm langen, abgeflachten oder runden Holz mit gebogenem, elastischem Stiel;

der Dresch-Barren wiederum ist ein handbreiter, 50 bis 80 cm langer Kolben aus Hartholz, ziemlich gerade, nahe seinem hinteren Ende ist ein Stiel fest eingefügt, der so lang und gebogen ist, daß man aufrecht stehend zuschlagen kann;

der Dresch-Flegel hat, wie üblich, einen Stiel, den Klöppel und eine Bindung, die von verschiedener Art sein kann.

Wie schon bei *Mestemacher* scheint es sich hier beim Barren um den später vom Dreschflegel verdrängten, im Pinzgau früher üblichen Bengel zu handeln.

Während meiner im Jahr 1933 beginnenden Befragungen hörte ich von einigen wenigen Gewährsleuten, sie glaubten, in jüngeren Jahren einmal vom Ausschlagen des Getreides gehört zu haben. Mir scheint das für das Saalfeldener Becken durchaus glaubhaft zu sein; dafür sprechen auch die bis Ende der fünfziger Jahre in Gebrauch stehenden alten Geräteformen Bengel und Schlagholz, *Schaabploi* genannt, die mir Siegfried Steiner, Stuhlfelden (s. Anm. 15), vorwies. Wohl gelten sie für den Oberpinzgau, doch war dieser immer ein Rückzugsgebiet für alte Bräuche etc., die es im Saalfeldener Becken und über dieses hinaus auch einmal gegeben hatte.

Olaf Bockhorn, in: ÖAV, 6. Lief./2. Tl. u. Kommentar (1979), S. 19 f., nennt das 3./4. nachchristliche Jh., seit dem der zweiteilige Dreschflegel im Mittelalter bezeugt ist. Über das Ausschlagen des Getreides bemerkt er, daß es überall dort, wo Strohdächer üblich waren, häufiger geschah als das Dreschen, das höchstens dem Ausschlagen gegen Geräte oder mit Stöcken als Nachdrusch mit dem Drischl folgte.

An Geräten zählt der Autor auf: so beschreibt er, als vorwiegend in Oberösterreich üblich, einen ein- oder zweifach gebogenen Dresch-Stock, bis 2,60 m lang. Westlich anschließend den Dresch-Sparren, aus zwei Teilen fest zusammengesetzt, und macht dazu die Bemerkung, in Zell am See nenne man ihn „Pengel“. Er spricht von einem biegsamen, etwas gekrümmten Stock mit beinahe meterlangem walzenförmigem Kolben aus Ahornholz, der stumpfwinklig fest eingefügt sei.

Die Dresch-Flegel haben, Handstab und Schwengel, an ihrem Ende eine – meist lederne – Kappe aufgesetzt, durch die das verbindende Band gezogen wird. Im Süden aber ist dafür der bewegliche Teil durchlöchert. An variierenden Möglichkeiten für die Verbindung der Teile zählt der Autor (S. 10) folgende auf: 1. Rille–Loch = beweglicher Lochflegel; 2. Kappe–Loch = Loch – Loch; 3. Rille–Rille = Rillenflegel; 4. Kappe–Kappe = Kappenflegel.

Für alle diese Typen gab es Lederbänder oder stärkere Hanfstricke. – *Bockhorn* beschäftigt sich auch mit der Technik beim Arbeiten mit dem Dreschflegel (vgl. Anm. 17):

1. Der Flegel springt nach Aufschlag vom Boden zurück, und man braucht ihn nurmehr durch Drehung des Handstabs in die richtige Lage zu bringen.
2. Man schwingt den Flegel über den Kopf – er muß so locker gebunden sein, daß der bewegliche Teil gegenüber dem Handstab einen um 90 Grad gedrehten Kreis beschreiben kann.

3. Die Lederbindung ist so straff, daß sich der „Schwinkhl“ in der Ebene, in der der Handstab geschwungen wird, auf und ab bewegt.

Auf S. 23 hält *Bockhorn* außerdem fest, daß man, um den Dreschrhythmus einzuhalten, eine Reihe von takthaltenden Sprüchen hatte, wobei es solche für zwei, vier, sechs oder acht gab (vgl. oben S. 11 f.).

Gamerith, Acker und Frucht (wie Anm. 3), S. 34, ist bekannt, daß man heimgeführte Garben über einem liegenden Faß auszuschlagen pflegte. Nachher streifte man die restlichen Körner in den Garben mit einem leicht gebogenen oder schwertartig zugeschnittenen Kurzholz, „Strahlholz“ genannt, aus oder klopfte sie aus. Im Winter wurden aber auch Garben mit dem Dreschflegel, die „Trischl“, gedroschen. Der Dreschflegel besitzt wie im Ennstal bis Norddeutschland ausschließlich einen kurzen, geraden Schwingel.

Maresch, Die Pichlmühle (wie Anm. 3), S. 9 f., erzählt, daß Korn und Weizen ausgeschlagen wurden; dazu pflegte man z. B. ein Wagenrad zu verwenden, das mit drei Scheitern auf der Tenne stabil gemacht wurde. Nach dem Ausschlagen legte man die Garben auf eine Bank und bearbeitete sie, vor allem die Bandln, mit dem Ausschlagprügel. Da hat es, erwähnt der Autor, einen Bauern gegeben, der sich zur Erleichterung eine Maschine bastelte, die eine mit einem außerhalb der Scheune stehenden Motor verbundene Riemenscheibe hatte. Sie sollte ihm das Ausschlagen besorgen – durchschlagenden Erfolg scheint diese Maschine aber nicht gehabt zu haben.

Das Ausschlagen des Getreides neben dem Dreschen war – so *Dieter Weiss*, „Der Schweißwchl“. Eine Maschine zum Ausschlagen des Getreides als Beispiel der Volkstechnik, in: Sammeln und Sichten (wie oben), S. 426 –, ein wesentlicher Arbeitsvorgang, um langes, unversehrtes Stroh zur Dachdeckung, für Flechtarbeiten und industrielle Zwecke zu gewinnen. Dafür gab es unterschiedliche Gestelle wie „Schweißschragen“, „Schweißstöcke“, „Sauschragen“, aber auch Fässer oder Räder. Dem Ausschlagen folgte in der Regel das Ausstreifen mit einem eigens zugerichteten Holz, das z. B. als „Ploijer“, „Straffl“, „Streicher“ oder „Sabl“ bezeichnet wurde. Mit dem „Schweißwchl“ gelang dann die Mechanisierung des arbeitsaufwendigen Getreideausschlagens, vermutlich als Erfindung eines einzelnen um 1930/31 im Gebiet um Weiz. Ursprung und Erfinder konnten nie völlig geklärt werden – dieses Unikat aber steht jetzt im Stainzer Museum. Als Baustoff für diese Maschine diente vorwiegend Holz, nur die aus einem Vierkantstab gearbeitete Welle, die dazugehörigen Lager sowie einige Schrauben und Nägel sind aus Eisen. Der Antrieb jedenfalls erfolgte durch einen Elektro- oder Benzinmotor, Merkmale, die auf einen Antrieb mit einer Handkurbel schließen ließen, sind nämlich keine vorhanden. Mit dieser, dem Bereich der Volkstechnik zuzurechnenden Maschine war es im Zeitraum von etwa einer Woche möglich, ca. 10 Fuhren = 10 Schober bzw. 1800 Garben auszuschlagen, die Körner zu sortieren und zu reinigen, außerdem die „Schab“ auf dem Dachboden zu lagern. Wäre diese Maschine, bedauert Weiss, etliche Jahre früher erfunden worden, hätte sich eine Serienanfertigung gelohnt. Dazu aber war es damals zu spät, weil bereits Ziegeldächer die Strohdächer zu verdrängen begannen.

Richard Wolfram, Austreten durch Tiere, in: ÖAV (wie oben), S. 3 f., berichtet, daß das Austreten durch Pferde oder Rinder bereits seit dem Altertum aus dem Orient bezeugt und zu uns aus Südeuropa gekommen sei. Vorwiegend wurde diese Arbeitsmethode in Bayern und anderen Gegenden für Gerste, Hafer und Klee eingesetzt.

Edith Hörander, Angaben zur Einführung des maschinellen Dreschens auf Gutsböfen des Marchfeldes im frühen 19. Jhd., in: Sammeln und Sichten (wie oben), S. 239, ist durch Zufall ein handgeschriebenes Büchlein in die Hände geraten, in dem ein ehemaliger Gutsverwalter seit dem Jahr 1813 wertvolle Notizen gemacht hat. So auch über das Getreideaustreten durch Pferde: „Hier im Marchfelde ist das Austreten der Körner durch Pferde sehr gebräuchlich. Abwechselnd treten bey hiesiger Herrschaft 10 und 12 Pferde im Winter 400 Garben oder 25 Mandel Weitzen pro Tag aus, wobey 6 und auch mehr Menschen beschäftigt waren.“

Der Verfasser bemängelt aber, daß, wenn die Männer nicht pflichtbewußt und aufmerksam bei der Arbeit waren, die Pferde viel an Korn selbst fraßen, daß das Stroh durch Exkreme der Tiere stark verunreinigt wurde usf., so daß es schließlich übel roch und als Futter von Tieren abgelehnt wurde.

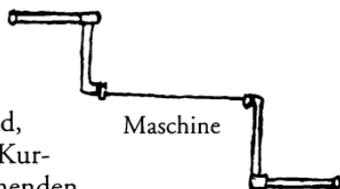
Darüber *Maresch*, Die Pichlmühle (wie Anm. 3), S. 23: „Beim Misten der Tiere wurde der Fladen mit einer Schaufel oder einem Schüppel Stroh rechtzeitig abgefangen“ – oder ein Kind ging mit einem Kübel hinten nach.

19 Über die Dreschmaschine berichtet *Mestemacher*, Altes bäuerliches Arbeitsgerät (wie Anm. 3), S. 49, es habe schon im 17. und 18. Jh. Bestrebungen gegeben, das Dreschen zu mechanisieren, die aber scheiterten, weil sie den Arbeitstakt des Dreschflegels als Grundlage für die Mechanisierung nahmen. Erst die Übertragung des Dreschens in eine permanente Rotationsbewegung bot den Ansatz für eine erfolgreiche Mechanisierung. Man kann zwei unterschiedliche Dreschvorrichtungen bei der Dreschmaschine feststellen, und zwar 1. die Dreschmaschine mit dem Stiftenzylinder und 2. die Dreschmaschine mit dem Schlagleistenzylinder. *Mestemacher* beschreibt nun als Stiftenzylinder-Dreschmaschine die, die im Saalfeldener Becken vorwiegend verbreitet ist: bei ihr ist eine zylindrische Walze, meist aus Eisen, seltener aus Holz, mit versetzt angeordneten Eisenstiften versehen, und auch der Deckel oder Dreschkorb über der Stiftenwalze besitzt in unregelmäßigen Abständen derartige Zähne oder Stiften. Das Getreide wird von den Stiften erfaßt und durch die Zwischenräume gezogen, wobei es die Körner aus den Ähren streift. Der Dreschkorb kann in seinem Abstand zum Zylinder verändert werden, so daß der Stiftenzylinder oder Stiftenrescher sich zum Dreschen jeder Körnerfrucht eignet. Mit einer Skizze auf S. 49 zeigt der Autor einen Stiftenrescher, doch etwas abweichend von den mir rund um Saalfelden bekannten Maschinen.

20 *Haiding*, Windmühle und Putzmühle (wie Anm. 18), S. 212, hält fest, daß das Dreschen mit dem Flegel durch eine von zwei Menschen mit Handantrieb bediente Dreschmaschine abgelöst worden sei. Das gleiche Gerät bewegte man später mit tierischer Kraft über einen Göpelantrieb.

„Dann kam die Dreschmaschine“, schreibt *Maresch*, Die Pichlmühle (wie Anm. 3), S. 10, „die von vier Männern angetrieben wurde, die an zwei Kurbeln drehten. Später verwendete man meist einen Göpel.“

21 Adam Herzog (Jg. 1936) verwendete auf seinem Hof, dem „Krallergut“ in Ramsiden, zum Antreiben seiner Dreschmaschine eine Kurbel anderer Form als sonst meist üblich: Statt einer ganzen Kurbelumdrehung von 360 Grad wurde den Antreibern nur mehr der Kraft-einsatz für eine halbe Umdrehung, also für 180 Grad, abverlangt, denn wenn z. B. der Linkstehende seine Kurbel vorwärts herunterdrückte, stieg die des Rechtsstehenden



von selbst hoch, so daß für jeden jeweils ein Leerlauf eintrat, was für beide Männer nur die Hälfte der Anstrengung bedeutete.

22 *Max Kislinger*, *Alte bäuerliche Kunst* (Linz 1963), S. 104, berichtet von einem Göpel, den er im Jahr 1953 im Bauernhof „Thurner“ in Innerodt, Mühlviertel, festgehalten hat. Dieser kunstvolle, geradezu in barockem Stil ganz aus Holz gearbeitete Göpel diente als Antriebskraft der landwirtschaftlichen Geräte. Das vor die Deichsel gespannte, im Kreis gehende Pferd oder Rind brachte die Mittelsäule mit dem am oberen Ende angebrachten großen Zahnrad in Bewegung, das wiederum ein kleines, senkrecht rotierendes Zahnrad mit Riemenscheibe antrieb.

Richard Furggler, Beim Laner in Vormeswald, in: *Schlernschriften* 46 (Bozen 1972), hat beim genannten Bauern eine Göpelanlage in der Einfahrt (Raum unter der Stadelbruck) gesehen, einen „Göpel“, mit dem nicht nur ein Seilaufzug, sondern auch „Gso“ (Häcksel) und Dreschmaschine angetrieben wurden. Der Bauer sei, so stellt der Autor fest, ein technisches Genie gewesen.

Mestemacher, *Altes bäuerliches Arbeitsgerät* (wie Anm. 3), S. 102, erklärt, dank seiner Drehbewegung um eine feste Achse könne der Göpel als zentrales Antriebsprinzip aller mechanisierten Arbeitsgänge angesehen werden. Anfangs handwerklich hergestellt, sei er gegen Ende des 19. Jh. zunehmend durch industriell angefertigte Gleit- und Kugellager ergänzt, sodann vollständig industriell produziert worden. Beim Säulengöpel mit im Boden versenkten oder auf dem Boden liegenden karbanischen Antriebswellen erfolge die Kraftübertragung mit einem Transmissionsriemen.

23 Was den Ausdruck „Mühle“ anbelangt, schließt sich *Oskar Moser*, *Die Kärntner Rätsel von Reiter und Sieb* (Klagenfurt 1974), S. 62, dem Vorschlag *Wiegelmanns* an, statt des kaum zutreffenden Ausdrucks „Mühle“, vor allem aber, weil die spezifischen Bezeichnungen in den deutschen Sprachlandschaften für dieses Reinigungsgerät derart unterschiedlich sind, das Wort „Fege“ einzusetzen, und zwar als Oberbegriff „Kornfege“, detailliert dann „Windfege“ – wenn ohne Sieb –, und „Siebwindfege“ für die weiterentwickelte, mit Rüttelsieben ausgestattete Maschine. Man möge es mir nicht übelnehmen, wenn ich, der die Schilderungen, wie ein Arbeitsgang dem anderen folgt, am Herzen liegt, weniger aber die Technik der Maschinen, bei den Bezeichnungen der bäuerlichen Menschen im Pinzgau verbleibe; es widerstrebt mir, neben in Mundart zitierten Wörtern und ganzen Sätzen das so völlig unösterreichische Wort „Fege“ zu setzen.

Mestemacher, *Altes bäuerliches Arbeitsgerät* (wie Anm. 3), S. 54, erklärt, daß beim einfachen Typ der Windfege, deren Flügelrad mit der Hand angetrieben wurde, die Körner nach Gewicht und Größe getrennt unten aus der Maschine fielen, die Spreu hingegen ausgeblasen wurde, und zwar in horizontaler Richtung. Der zweite Typ sei mit Sieben in schüttelnder Bewegung versehen; alles, was größer als die Maschinenweite war, glitt durch die Schüttelbewegung über das Sieb hinweg und wurde mit ausgeblasen oder seitlich abgeführt.

24 Die gleiche Gedankenverbindung äußert *Oskar Moser*, *Zur frühen Verwendung der Getreidewinde in Steiermark und Kärnten*, in: *Materialien zur Geschichte und Typologie der Getreidewinde*, ÖAW, Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsber. 434 (Wien 1984), S. 57 f., mit folgenden Worten: „Im Prinzip handelt es sich um denselben Reinigungs- und Sortiervorgang wie bei den verschiedenen Einzelphasen der alten händischen Arbeit des sogenannten ‚Worfelns‘.“

25 Über das Öffnen und Schließen der Lade an der Gosse sagt *Haiding*, Windmühle und Putzmühle (wie Anm. 18), S. 205, daß der Boden der Gosse durch ein Lederband mit ihr verbunden sei, daß die rechteckige Öffnung (bei meinen Bauern die „Lade“), durch die das Getreide rinnt, vergrößert oder verkleinert werden kann.

26 Ebd., S. 206, spricht *Haiding* über die Siebe; ein auswechselbares Sieb sei entweder in den Gossenboden einschiebbar oder getrennt von ihm aufgehängt. Eine eigene Hebevorrichtung ermöglicht, die Neigung von Gossenboden und Sieb zu verändern. Je nach Getreideart habe man bis zu vier verschiedene Siebe verwendet, für Hafer mit den weitesten Maschen, dann immer feinere für Gerste, Weizen und Korn. Das Ende, wo der Treiber stehe, bezeichne man als das Vordere der Maschine, das andere sei hinten.

Auf Saalfeldener Höfen hatte man, z. B. bei einem 40 bis 50 cm großen Sieb, über die obere Kante einen Blechstreifen montiert, der nach hinten ein wenig nur umgebogen wurde; mittels dieses so entstandenen Winkels hängte man das Sieb in der Maschine über eine gespannte Schnur oder einen dünnen Draht, wie mir u. a. Gertraud Kern (Jg. 1912), Altbäuerin in der „Hangau“ (Hagenau), erklärte.



27 Das Roseln, Rosler und Reiter: s. *Peter*, Die Heumahd (wie Anm. 6), S. 335 m. Anm. 45 u. S. 352. – Einige Autoren benützen für das Reinigen des Getreides durch Siebe den Ausdruck „Reiter“, andere setzen dafür den Rosler ein, zwei Begriffe, die Saalfeldener Bauern streng auseinanderhalten. Außerdem geschieht der Einsatz dieser Geräte hier vor, dort zwischen oder nach der Windmühle.

Haiding, Windmühle und Putzmühle (wie Anm. 18), S. 202, spricht vom Dreschen mit dem Flegel, dann von der Dreschmaschine mit Handantrieb, vom Göpelantrieb, danach vom Benzinmotor und schließlich vom Dreschen mit Kraftstrom. Unabhängig vom Wechsel der Dreschweisen blieb das „Reitern“ oder „Roseln“ des ausgedroschenen Getreides, was aber in verschiedenen Orten unterschiedlich gehalten wurde.

Drei verschiedene Reiter zählt *Maresch*, Die Pichlmühle (wie Anm. 3), S. 10, auf: „An Reitern gab es die Habernreiter, Woazreiter und die Staubreiter; die Staubreiter hatten ein Gewebe aus dünnem Draht, die andern ein Gewebe aus schmalen Holzspänen. Was blieb, kam sodann in die Windmühle, der Abfall schließlich zur Spreu.“ Dann, so der Autor, kam die Dreschmaschine – die Reiter waren ja nach dem Austreten des Getreides durch Tiere eingesetzt worden, was bis zum Ersten Weltkrieg ausgeübt wurde –, anschließend meist der Göpel, sodann der Benzinmotor, schließlich der Elektromotor. Und auf leicht zugängliche Höfe konnte auch die Dampfmaschine, eine durch Lokomobil betriebene Dreschmaschine, bestellt werden.

28 Von Vorputzsieben und Nachputzsieben spricht *Moser*, Die Kärntner Rätsel (wie Anm. 23), S. 24, deren Siebböden Bastvernähungen an Zarge und Unterreif, also einen aus Feinstroh in Windungen angeflochtenen Randwulst aufzuweisen hätten. Bei der Benützung schwinde und schüttle man das Sieb während kurzer, leichter Drehbewegungen, gestützt gegen die Oberschenkel, wobei sich die Hüfte (und damit auch der Oberkörper) mitbewege.

Mestemacher, Altes bäuerliches Arbeitsgerät (wie Anm. 3), S. 54, zählt drei Reinigungsarten des Dreschguts auf: 1. Reiter und Sieb; 2. Worfelschaufel und Wanne (hier muß der Wind die Reinigung des geworfenen Getreides besorgen); 3. Windfeger, also Windmaschine. – Die erste grobe Reinigung geschieht durch den Reiter, ein Rundsieb mit großer Maschenweite, ursprünglich aus gespaltenen Wurzeln,

später ersetzte man diese durch Draht. Der Siebrahmen besteht meist aus Eschenholz, die Zarge ist zweiteilig angesetzt. Durch das Rütteln des Reiters blieben die Halmteile im Sieb, Körner, doch auch Unkrautsamen fielen zu Boden. Diese vorge-siebten Körner kamen dann in ein zweites Sieb mit geringerer Maschenweite, so daß die Bruchkörner und die Unkrautsamen durchfielen, die Körner aber im Sieb blieben.

Später dann, als der Abwanderungsprozeß in die Industrie begann, besorgte man sich eine Windfege, deren Flügelrad gleichmäßigen Luftstrom erzeugte und die Körner durch den Einlaufkasten, nach Gewicht und Größe getrennt, durch leicht schräge Siebe mit verschiedener Maschenweite, unterstützt durch Rüttelbewegung, seitlich herausfallen oder ausblasen ließ.

Wenn *Moser* (wie oben) als Vorgang bei der Reinigung mit dem Sieb von „kurzer, leichter Drehbewegung des Siebes“ spricht, fällt einem die von *Peter*, Die Heumahd (wie Anm. 6), S. 335 m. Anm. 45 u. S. 352, beschriebene Technik beim Roseln des Heus ein; ebenso aber auch bei *Mestemacher* (wie oben), wenn er die Schwingwanne beschreibt, eine geflochtene Wanne, die an einem Ende rund und höher, am anderen gerade und flach ist; zur Getreidereinigung faßt man beide ihrer Henkel und bewegt die Wanne ruckartig nach links, nach rechts, nach oben und unten, vor und zurück – dabei laufen die Spreu und andere Unreinigkeiten in der Mitte der Wanne zusammen, von wo man sie mit der Hand entfernt. Der Autor bemerkt, nur auf kleinen Höfen habe man dieses Gerät benützt; dazu muß ich aber sagen, daß ich bis zum Jahr 1960, da immerhin noch für den Eigenbedarf manche Getreidearten im Saalfeldener Becken angebaut wurden, sogar Großbauern roseln sah. Früher, da man viel Gesinde hatte, war das Roseln hauptsächlich a *Weiwaleitorwat*, später dann standen immer weniger Helfer zur Verfügung.

29 Unter einem Getreidekasten versteht man aber nicht nur die hier geschilderten Abteilungen für die verschiedenen Getreidearten, sondern auch ein Bauwerk zur Lagerung von Getreide bzw. Mehl und Arbeitsgeräten. Der „Schneggbauer“ Johann Rainer (Jg. 1905) in Obsmarkt ist Besitzer eines dieser ganz selten gewordenen Getreidekästen. Seine Schwiegertochter, Liebhaberin alter Geräte, hat nach Art eines kleinen Museums, ebenerdig – so wie es früher üblich war – z. B. Wind- und Putzmühlen etc. aufgestellt. Tritt man durch die unter der Stiege befindliche Tür, so sind an der linken Längswand *Troadkästn* zu sehen. Im oberen Stockwerk, in das man über die durch den Balkonboden gehende Stiege gelangt, war früher das Getreide aufbewahrt worden.

Kislinger, Alte bäuerliche Kunst (wie Anm. 22), S. 104, schwärmt geradezu „über Bauweise und Form dieser Schatzkästchen des deutschen Bauernhauses in den verschiedenen Vierteln unseres Landes. Zu ebener Erde ist in der Regel ein Geräte-raum, eine Außenstiege führt in das Obergeschoß.“

Hans Schölm, Der Feldkasten beim Stangl im Thal. Ein Beispiel für die freistehenden Speicherbauten der Buckligen Welt, in: Sammeln und Sichten (wie Anm. 18), S. 402 ff., berichtet ausführlich über Bauart und Funktion dieser kleineren und großen, wuchtigen Feldkasten mit ihrer „Mehrfunktion. Da ihr Erdgeschoß sehr häufig als großer Verwahrungsraum für Fahrzeuge, Maschinen, Geräte, Holz u. dgl. m., fallweise auch als bäuerlicher Werkplatz oder als Standort der Obstpresse dient, unterscheiden sich diese Bauwerke in Form und Umfang deutlich von jenen des inneren Alpengebietes. Jeder Feldkasten fungiert im Obergeschoß als Schüttboden und ist zum Trocknen sowie zur Lagerung des frisch gedroschenen Getreides bestimmt.“ Einige der vielen beigefügten Bilder zeigen aber in ihrer Bauart große

Ähnlichkeit mit den im Saalfeldener Becken einst auch häufig üblichen Getreidekästen, möchte ich dazu bemerken.

30 Sepp Herzog hat diese „Putzmaschin“ einmal irgendwo innerhalb des Saalfeldener Gebiets gesehen – leider kann heute niemand mehr sagen, wo dies war. Sie hat ihm so gefallen, daß er sie genauestens nachgebaut hat.

31 Gründlichst und bewundernswert haben sich mit den Rüttelvorrichtungen auseinandergesetzt: *Haiding*, Windmühle und Putzmühle (wie Anm. 18), S. 209, und *Moser*, Zur frühen Verwendung der ‚Getreidewinde‘ (wie Anm. 24), S. 92 ff.; beide Wissenschaftler zeigen außerdem viele Skizzen und Fotos aus verschiedenen Landstrichen.

32 Auch *Haiding*, Windmühle und Putzmühle (wie Anm. 18), S. 209, spricht von Stauungen in der Goß: „Meistens mußte dann ein Knabe daneben stehen und ‚zuarührn‘.“

33 Die Maschine stand derart eng an der Wand und ließ sich nicht verschieben, so daß die Betrachtung ihrer anderen Seite unmöglich war.

34 Den *Trieur* schildert *Mestemacher*, Altes bäuerliches Arbeitsgerät (wie Anm. 3), S. 55 f., als eine schrägstehende Trommel aus Eisenblech, innen mit halbkugelförmigen Ausbuchtungen im Durchmesser von 4 bis 5 mm versehen. Vom hineingeschütteten Getreide setzen sich in diesen Ausbuchtungen an der Trommelwand nur die schönen Körner ab, kleine Steine, Bruchkörner und alles, was länglicher Form ist, fällt beim Drehen heraus und in eine in der Mitte der Trommel angebrachte Rinne. Am Ende des *Trieurs* befinden sich zwei Ausläufe, der eine ist für alles Unreine bestimmt, der andere Auslauf für ganze Körner. Mit dem *Trieur* habe man zeitsparend arbeiten können, meint der Autor.

Friedrich Thoma, Ein Vorläufer des *Trieurs*. Zur ersten selbsttätig arbeitenden Getreidereinigungsmaschine, in: Sammeln und Sichten (wie Anm. 18), S. 411, zählt die früher üblichen Säuberungsarbeiten auf, wie das Herausklauben der Körner mit der Hand, mittels eines Siebes oder mehrerer Siebe, sodann den „Getreideputzer“. Dann berichtet er von einem Meister *Felbermayr* aus dem Kremstal, der beinahe ein Universalgenie war und Geräte herstellte, die den Bauern die Arbeit erleichterten.

In der Arbeitsweise gleicht die von ihm entwickelte Maschine dem *Trieur*, erzählt der Autor (S. 412); sie bestand aus einer Goss, einem Radkasten mit einem Becherrad, einem Antriebsrad, zwei Leitrollen, einem Sieb und einer Aufhängevorrichtung für die Siebtrommel: Das zu reinigende Getreide wird in die unten mit einem Schuber regulierbare Goss geschüttet, aus der es in die Becher des Becherrads fließt. Ist der erste Becher gefüllt, bringt er durch seine Schwere das Becherrad zum Drehen und damit den zweiten Becher, der nun ebenfalls angefüllt wird usf. Die leeren Becher werden durch das Rad wieder nach oben gebracht und neuerdings gefüllt. Der große Nachteil für diese Maschine war nur der, daß sie für die nun vollautomatisierte Welt zu langsam arbeitete.

35 *Mestemacher*, Altes bäuerliches Arbeitsgerät (wie Anm. 3), S. 50, erzählt höchst anschaulich von der Beschreibung der Dampfdreschmaschine, die ihm ein gewisser *Michael Huber* aus Vorrating gegeben hatte, und zwar folgende: „Um die Jahrhundertwende kam die erste Dampfdreschmaschine in unsere Gegend. Beim Dreschen mit ihr waren ungefähr fünfzehn bis zwanzig Personen erforderlich. Über dem Dreschwagen wurde eine Bühne aufgebaut, die bis zum Tisch beim Zylinder

reichte. Zwei Männer mußten dann das Getreide auf die Bühne vom Stock heraufwerfen, eine der Frauen mußte wegräumen und zwei andere das Getreide auf den Tisch in gleichmäßigen Mengen hinbeuteln. Dann ließ es der Maschinist in den Zylinder rutschen. Dort, wo das ausgedroschene Stroh herunterfiel, mußten mindestens sechs bis acht Personen das Stroh auffangen und in Bündel binden. Eine schwere Arbeit war auch das Getreidetragen; in Säcken schaffte man es auf den Dach- oder Getreideboden. Um 6 Uhr abends war dann der Dreschtag zu Ende.“

36 Nahezu jeder Autor, der sich mit dem Thema Getreide beschäftigt, wird die Vorteile des Handdreschens gegenüber der Maschine erwähnen und das Roggenstroh loben. *Hörander*, Angaben zur Einführung des ‚maschinellen Dreschens‘ (wie Anm. 18), weiß im Absatz „Hand- und maschinengedroschenes Stroh“ (S. 234) aus eigener Erfahrung zu sagen, daß die Maschine das Stroh zerstöre, weil es zerdrückt und gebrochen werde. Dies sei ein berechtigter Einwand gegen das maschinelle Dreschen dort, wo man mit dem Strohverkauf in „Schauben“ (langes Stroh in Gebünden) rechne. Doch erwünscht sei die Quetschung des Strohs dort, wo es verfüttert werde, denn Schafen und Rindern sei dies lieber als das „sonstige Geströh“ (das gequetschte Gersten- und Haferstroh wird sogar mittelmäßigem Heu vorgezogen). Langes Stroh zum Dachdecken etc. (Roggenstroh) könne leicht durch besonderes Handausdreschen beschafft werden.

Weiss, „Der Schmeißwachtl“ (wie Anm. 18), S. 425, berichtet, daß das Ausschlagen des Getreides neben dem Dreschen (in seinen unterschiedlichen Methoden) ein wesentlicher Arbeitsvorgang der Körnergewinnung gewesen sei, besonders auch dann, wenn man die Halme als Deckstroh, als Material für Flechtarbeiten etc., durch schonende Behandlung unversehrt brauchte. Für das zur Dachdeckung bestimmte Schabstroh sei immer Roggenstroh gewesen, weil es sich von dem aller anderen Getreidearten am besten dafür eignete. Das gebündelte Stroh, auch „Schab“ genannt, reichte man schließlich mit der zweizinkigen Wurfgabel, deren Stiel bis zu drei Meter lang sein konnte, auf den Strohboden, wo es bis zur Verwendung gelagert wurde. Das Schabstroh war ausschließlich für den Eigenbedarf bestimmt, da Wirtschaftsgebäude der Gegend bis etwa 1948 mit Stroh gedeckt gewesen waren.

37 Der Strohsack hatte in seinem grob-rupfenen Überzug längsseitig zwei Schlitzte – „Schriz“ oder „Strohsacklöcher“ genannt –, durch die man unten und oben mit je einer Hand hineingriff und täglich das Stroh aufbeutelte, was „aufriegeln“ hieß, um die durch das Liegen entstandenen Gruben zu beseitigen. Meist war dies Aufgabe der Dirn oder der Garber; und war einmal der Strohsack nicht aufgerüttelt worden, dann konnte die dafür zuständige Frauensperson vom Knecht allerhand zu hören bekommen.

38 Unter „Bäuerin aus Berndorf näht Schuhe aus Gras“ findet sich folgender Bericht, den ich seinerzeit aus dem „Kurier“, Jg. 1984, ausgeschnitten habe: „Aus Gras, das an den Waldrändern des Sbg. Flachgaus wächst, fertigt Maria Egger, Altbäuerin auf dem ‚Schusterbauernhof‘ in Feichten/Berndorf, Schuhe. ‚Raschgras-Patschen‘ wird dieses Schuhwerk genannt, das eine Jahrhunderte alte Tradition hat. Im Juli und August wird das Raschgras geerntet und anschließend zu Zöpfen geflochten, sodann mit festem Garn über einen hölzernen Leisten gearbeitet. Fünf Stunden braucht Maria Egger zur Herstellung eines Schuhpaares. ‚In unserer Familie werden diese Patschen schon seit 1866 hergestellt‘, erinnert sich die Altbäuerin. Auf dem Schusterbauernhof werden sie heute noch von der ganzen Familie getra-

gen, ansonsten, so bedauert sie, seien die Raschgrasschuhe aus dem Gedächtnis der Leute verschwunden.“

39 *Maria Kundegraber*, Kleine Beiträge zur Gerätekunde, in: Sammeln und Sichten (wie Anm. 18), S. 318 f., erzählt über die „Besitzmarken“ auf Säcken: „Wenn die Bauern ihr Getreide in einer Lohnmühle mahlen ließen, wurden die Getreide- bzw. Mehlsäcke üblicherweise mit einer Besitzmarke versehen. Es handelt sich häufig um aufgedruckte Initialen, aber auch um den ganzen Namen, Hofnamen und Wohnort des Besitzers.“ Durch Zufall hatte Kundegraber auf einem bäuerlichen Dachboden eine nur leicht beschädigte Schablone aus Pappendeckel gefunden – sie stammt aus der Gemeinde Hof, Bez. Radkersburg –, die 53 cm hoch und 42 cm breit ist. Farbreste zeigen, daß die durch die Ausstanzung aufgetragene Farbe zuerst rot, dann schwarz war. Anscheinend jünger ist die Aufschrift auf einem anderen Sack, der unter den Daten des Besitzers die Jahreszahl 1872 trägt.

40 Einem viel bedrohlicheren Unmut mit weitreichenderen Auswirkungsmöglichkeiten sahen sich aber schon im 16. Jh. die Besitzer der damals bestehenden ungeheuer großen Zahl an Bauernmühlen ausgesetzt, wie eine Eingabe der sich dagegen zur Wehr setzenden Berufsmüller – einzusehen im SLA, HK Lichtenberg 1592/L – zeigt: Ihnen werde durch die Unzahl an hauseigenen Mühlen der im Gerichtsbezirk Lichtenberg (Schloß Lichtenberg liegt nächst Saalfelden) ansässigen Bauern ihr Einkommen empfindlichst geschmälert, dazu noch müßten sie für ihren Mühlenbetrieb Steuern entrichten, die Bauern dagegen nicht.

Anschrift der Verfasserin:
Ilka Peter
Bäckenbrünnlgasse 7/6
A-1180 Wien

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1993

Band/Volume: [133](#)

Autor(en)/Author(s): Ilka Peter

Artikel/Article: [Die Getreideernte im Saalfeldener Becken vor dem Einzug der modernen Landtechnik. 367-412](#)